Volksmährchen

herausgegeben

von

Peter Leberecht.

Erster Band.

Enthält: I. Ritter Blaubart.

II. Der blonde Ekbert.

Berlin, 1798.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Ernsthafte Vorrede.

Ob ich gleich recht gut weiß, was ich hier sagen wollte, so dünkt mich, ist es doch immer schwer, eine Vorrede zu schreiben. Sie ist nichts als ein Brief an den Leser, an ein unbekanntes Wesen, das sich der Schriftsteller gern zum Freunde machen möchte, und ein solcher Freundschaftsantrag an eine Person, die man nie mit Augen gesehn hat, ist immer schwer auszuführen. Denkt sich der Verfasser aber gar einige seiner Bekannten als seine Leser, so möchte er in die konfuseste Verwirrung gerathen.

Wunderbar ist es, daß der Leser immer noch mit Du angeredet wird, so sehr sich auch sonst unsre Sitten verfeinert haben; ich werde es nicht wagen, mir vor diesen unbedeutenden Mährchen so viel herauszunehmen.

Seyn Sie, werthgeschätzte Leser, wenn Sie mein Buch lesen, so gut, sich herauszusuchen, was Ihnen gefällt, vorzüglich aber wünschte ich, daß Sie es mit keinem zu ernsthaften Gesichte aufschlügen, denn ich habe es fast ohne alle Ernsthaftigkeit geschrieben. Sie brauchen mir nicht erst zu sagen, daß das unrecht von mir sei, und daß die Recensenten mir den Mangel der Ernsthaftigkeit schon eintränken würden: ich weiß beides. Sondern, wenn Sie bei guter Laune sind, und die wunderliche

Phantasie in Träumen um Sie gaukelt, und wenn dann mannichfaltige Gestalten ohne Zusammenhang vor ihnen hinziehn, und — um es kurz zu machen: wenn Sie, mit einem Worte, nicht so recht gescheut sind, dann bitte ich Sie, in einer solchen Stimmung, gegenwärtige Blätter zu lesen, die Sie schwerlich über irgend etwas belehren dürften.

Aber vielleicht bilde ich mir hier ein Ideal von einem Leser, wie es nirgends in der Welt anzutreffen ist. Man sollte zwar meinen, wenn man unsre klagenden und schimpfenden Recensionen liest, die unaufhörlich bedauern, daß die guten Bücher nicht aufkommen können, ganz Deutschland stecke voll solcher Leser, und ich muß gestehn, daß diese Recensenten mir zuerst einigen

Muth gemacht haben, gegenwärtiges Werk anzufangen; habe ich mich aber doch in den Lesern geirrt, so liegt die Schuld an der Kritik, die mich so auf einen falschen Weg geleitet hat.

Aber, lieber Leser, ich glaube Sie thun ganz Recht, daß Sie zu gleicher Zeit die schlechten Romane und die noch schlechtern Recensionen darüber lesen, und ich bewundre eben darinn Ihre Vielseitigkeit. Lesen müssen Sie doch einmal, und wo sollen denn der guten Bücher, der vollendeten Kunstwerke so viele herkommen? Eben, als wenn man verlangen wollte, daß die Recensionen gut, vollendet seyn, und ächte Kritik enthalten sollten; ich glaube, Sie werden darinn meiner Meinung seyn, daß ein Roman, ein Roman,

eine Recension, eine Recension sey, und daß man die ersten lese, um die langweilige Zeit zu verscheuchen, und die zweyten, um in der Ausbildung und der Litteratur nicht zu sehr zurückzubleiben. Wenn das die Recensenten einsehen wollten, so würden sie aufhören zu klagen und zu schimpfen; es hat von jeher schlechte Bücher gegeben und geben müssen, jezt ist die Reihe des Schlechtseyns an die Romane gekommen, — nun gut, man lasse sie die Krankheit überstehn und sich erholen, das Hineinschreien und Schimpfen auf die Armen, wird Sie gewiß nicht herstellen. Man sagt mir, unsre Erbauungsbücher und alles was Religion und Aufklärung betreffe, sei besser geworden, als es ehemals war; vielleicht

kömmt nun bald die Reihe an die Kritik, und so wollen wir uns denn wechselsweise ertragen, der Schriftsteller den Kritiker, der Recensent den Schriftsteller.

Mit einer stillen philosophischen Unverschämtheit übergeb' ich also diese Mährchen der Lesewelt. Man wird sie lesen, recensiren, und vergessen: man wird sie tadeln, und weder an den Tadel, noch an das Buch über kurzem denken. Es giebt so wenig Ausgewachsenes und Vollendetes in dieser Welt, daß ich nur von wenigen Menschen und Büchern verlange, daß sie mir so vorkommen sollen, am wenigsten aber halte ich meine Träume für etwas Hohes und Köstliches.

Scherzhafte Vorrede.

Vielleicht mißfällt einigen Lesern die ernsthafte Vorrede, und für diese steht die scherzhafte da.

Lieber Leser,

Es giebt, darum wirst Du mir Recht geben, wunderliche Stimmungen im Menschen. Die Phantasie ist so reichhaltig und tief, daß alle Kunst diesen seltsamen Brunnen vielleicht nie erschöpfen wird. Millionen verschiedener Phantome ziehn wechselnd durch den Geist, und jeder Sinn sucht das zu ergreifen und darzustellen, was ihm am liebsten ist, von den Farben zu erzählen, die ihm am meisten wohlgefallen haben.

Hast Du vielleicht Lust, mit mir ein fernes wunderliches Land zu besuchen? Töne klingen aus den tiefen

Grotten, die vielen unverständlich sind und wie ein Waldbach fortrieseln, der mit verschlungenen Brombeerstauden und Wintergrün verwachsen ist. Magst Du dem Geflüster zuhören, und wie der Wind durch die Eichen fährt und es wie Rauschen von Geistern vom Berge herabkommt, und hier in der Einsamkeit Deiner Geschäfte, Deiner Wohnung auf einige Zeit vergessen: so sei mit mir. Ich will es übernehmen, Dein Führer zu seyn durch ein Land, wo Poesie und romantische liebenswürdige Albernheit zusammen wohnen. Es kann seyn, daß ich selbst ein Fremdling bin, und mich verirre, oder getäuscht, diese Felsen und Baumlabyrinthe für ergötzender halte, als sie sind; und dann vergieb mir freundlich.

Ritter Blaubart

Ein Ammenmährchen,

in vier Akten.

Personen.

Peter Berner, ein Ritter, mit dem Zunahmen: der Blaubart.
Mechthilde, seine Haushälterin.
Anton,)
Simon,) von Friedheim.
Leopold,)
Anne,) ihre
Agnes,) Schwestern.
Heymon,) von
Conrad,) Wallenrod.
Martin von Felsberg.
Hans von Marlof.
Brigitte, seine Tochter.
Reinhold, sein Sohn.
Caspar, sein Knappe.
Ein Rathgeber.
Claus, ein Narr.
Ein Arzt.
Ritter.
Knechte.

Erster Akt.

(Saal auf dem Schlosse Wallenrod.)

Ritter **Heymon** von **Wallenrod**, sein Bruder Ritter **Conrad**, ihr Vetter **Martin** von **Felsberg** und andere Ritter.

Heymon. Sind wir nun alle versammelt?

Martin. Es fehlt Niemand.

Heymon. So sage ich denn noch einmal öffentlich, wie ich es schon jedem besonders gesagt habe: Krieg! Fehde! Wer ist der **Peter Werner**, daß er unsere Gebiethe brandschatzen darf? Sollten wir immer in Furcht und Sorgen leben, vor einem solchen Nichtswürdigen?

Conrad. Vor einem Kerl, der nicht lesen, nicht bethen kann? Vor einem Kerl, der ei-

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

nen blauen Bart hat? Vor einem, den Gott auf eine wunderbare Weise gezeichnet hat?

Martin. Wie sagt ihr? Er hätte einen blauen Bart?

Conrad. Freilich, und der sitzt ihm an einem verhenkerten Gesichte; an einem wahren Galgengesichte.

Martin. Ordentlich blau? was man so blau nennt?

Heymon. Ihr wundert euch mit Recht, Vetter, und mein Bruder da hat ihn ganz richtig beschrieben. Er ist ein wilder, unumgänglicher Mensch, und sieht aus wie der Satan.

Conrad. Wie ihn Euch mein Bruder da eben ganz recht beschreibt, wie der leibhaftige Satan.

Martin. Gottes Werke sind doch wunderbar! — Hab' ich mein Lebtage von einem blauen Barte gehört?

Conrad. Aber Bruder, ehe wir unsern Zug unternehmen, sollten wir doch noch unsern Rathgeber fragen.

Martin. Wer ist das?

Heymon. Ein alter Mann, und ganz weitläuftiger Verwandter, er ist schon wie gesagt, etwas stumpf und bei Jahren, und da hat er sich auf's Rathgeben gelegt. Aber er giebt Euch treflichen Rath, das versichre ich Euch.

Conrad. Er hat schon manchen wackern Rath gegeben, von dem es wohl gut gewesen wäre, wenn man ihn befolgt hätte.

Heymon. Da kömmt er eben her.

Der **Rathgeber** kömmt herein.

Heymon. Nun, setzt Euch, setzt Euch! — Jetzt also, meine versammelten Freunde, sind wir in der Absicht zusammengekommen, ein vernünftiges Wort miteinander zu reden! (es klopft) Wer klopft denn da? Nur herein.

Claus der Narr, tritt auf, er ist klein und ungestaltet, bucklicht, und hinkt auf einem Beine, geht sehr behende an einer Krücke.

Conrad. Ah! es ist unser Narr!

Martin. Ihr habt ja eine recht vollständige Haushaltung.

Contrad. Gottlob! wir lassen uns nichts abgehn. Ein kleiner Mann, der Narr, wie Ihr ihn da vor Euch seht, aber einen vortreflichen, dauerhaften Witz hat er an sich. Man kann einen ganzen Abend über ihn lachen, wenn er auch kein Wort spricht. — Aber sonst ein gutes Gemüth.

Claus. Ist es erlaubt, Ihr Herren, daß ein Narr in eine vernünftige Rathsversammlung kömmt?

Heymon. Wenn Du Dich ruhig verhalten willst.

Contrad. Du lieber Gott! er ist ein Narr, man muß ihm doch auch ein kleines unschuldiges Vergnügen gönnen. — Setz Dich, Narr, und wir andern Verständigen wollen uns auch setzen. — (alle setzen sich)

Heymon. Nun so rathe ich also noch Einmal zum Kriege, damit wir dieses überlästigen Peter Berners los werden. Er steht jetzt eben im Felde gegen Herrmann Wordsen, laßt uns schnell hinziehen, so ereilen wir ihn noch, ehe er nach seinem festen Schlosse zurück kehrt. — Was meint Ihr, Vetter Rathgeber?

Rathgeber. Wenn ich Euch denn meinen guten Rath geben soll, — so meine ich unmaßgeblich, daß Ihr Recht habt, angesehen Ihr ein verständiger, vollkommen ausgewachsener Ritter seid. — Ihr habt Recht, ich bin ganz Eurer Meinung. —

Heymon. Wenn wir ihn denn nun besiegt haben, so bestürmen wir sein Schloß, nehmen seine Frau gefangen, und theilen uns in seine Reichthümer.

Claus. Und wo bleibt denn der Blaubart?

Heymon. Narr, der kömmt ja in der Schlacht um.

Conrad. Und wenn er auch nicht umkömmt, so wird er in ein Gefängniß gesteckt.

Heymon. Das wird er aber nicht zugeben; besser, er kömmt in der Schlacht um.

Rathgeber. Richtig, weit besser ist es, er kommt in der Schlacht um, da habt Ihr, Ritter Heymon, ganz meinen Gedanken.

Conrad. Aber wenn er nun doch nicht umkommt?

Rathgeber. Ja so! — eine gute Anmerkung von Eurem Bruder, — in der

That! — wenn er nun nicht umkömmt. — Er thut besser, wenn er in der Schlacht umkömmt, das ist gewiß, — aber die Menschen sind oft wunderlich. — Ja, was meint Ihr dann? —

Martin. Ihr seid ja der Rathgeber.

Rathgeber. Sehr richtig — ja, dann ist mein Rath, — daß man sich nachher darauf besinne, wenn wir erst so weit sind. Ihr habt ihn ja denn bey der Hand, und könnt mit ihm machen was Ihr wollt.

Conrad. Das ist auch wahr; warum wollen wir uns jetzt schon den Kopf zerbrechen?

Heymon. Nun, so laßt uns denn nicht zaudern, sondern hastig aufbrechen. (sie wollen gehn.)

Claus. Aber halt! haltet doch! — habt Ihr so wenig Geduld, daß Ihr in's Schlachtfeld hineinlaufen wollt, als gieng' es zum Frühstück? Wer langsam geht, kömmt auch zu seinem Tode noch früh genug.

Conrad. Zum Tode?

Claus. Nun, wenn Ihr nicht siegt, sondern besiegt werdet? und der Blaubart schneidet Euch den Rückzug ab? Wie denn? —

— Wenn Ihr nun besiegt werdet, sag' ich? denn das kann man so genau nicht wissen, man muß doch auf alle Fälle denken: ein guter Feldherr wird auch dafür sorgen?

Heymon. Ein guter Feldherr, sagt er? — Zum Henker er hat recht, und es soll jetzt gleich daran gedacht werden.

Claus. Ja nun, so denkt — Rathgeber, denkt einmal recht tüchtig.

Rathgeber. Ja, der Kleine hat recht, so klein er auch ist, und so rathe ich denn, nach reiflichem Ueberlegen, daß Ihr noch vor's Erste den ganzen Feldzug seyn ließet.

Heymon. Ist das Euer Rath?

Rathgeber. Wenn wirs beim Lichte besehen, wird's ohngefehr auf so etwas hinauslaufen.

Heymon. Das ist nichts, Rathgeber. Etwas bessers.

Rathgeber. Ihr glaubt wohl, daß man den guten Rath nur so aus den Ermeln schüttelt. Ich weiß nichts bessers.

Conrad. Hm.

Heymon. Hm!

Martin. Hm!

Ein Ritter. Aber Herr Ritter, Ihr vergeßt ganz, das Claus nur ein Narr ist.

Conrad. Richtig! da steckt der Knoten! — Und wir stehen da alle und überlegen! —

Rathgeber. Wir haben uns von dem Narren alle in den April schicken lassen.

Heymon. Künftig schweig, bis man Dich frägt.

Claus. Verzeiht, es geschah nur, um mir mit dem Reden einen Zeitvertreib zu machen. Ihr wißt, ich plaudre gern, und da beseh ich denn die Worte vorher nicht so genau: es ist doch bald vorbei wenn man redet, und da lohnt's der Mühe nicht, daß man es so genau nimmt.

Heymon. So wollen wir denn aufbrechen!

Martin. Nehmt Ihr den Rathgeber nicht mit?

Heymon. Ja das verdient Ueberlegung.

Rathgeber. Laßt mich lieber zu Hause, hochgeschäzte Herren; ich bin alt, und Ihr wißt ja wohl das Sprichwort: guter Rath kömmt immer hinterher, und da könnt' ich

Euch gar schlechten Rath geben, wenn ihr mich sogleich da hättet.

Conrad. Das ist wahr, Ihr seyd doch ein kluger Mann. — Aber den Narren wollen wir mitnehmen.

Claus. Mich? — O Ihr Herren, ich bin im Felde ganz unnütz, ich kann keine Trommel hören, ohne die Colik zu bekommen, ich sitze immer bei den Marketendern, und mache nur die Lebensmittel theuer. Als Soldat bin ich gar nicht zu gebrauchen, weil ich vor Angst die Parole vergesse. — Warum wollt Ihr mich denn mit nehmen?

Conrad. Erstlich zur Strafe, damit Du siehest, daß wir wohl siegen werden. Zweitens, damit wir doch auch einen Narren unter uns haben. Drittens, um den Feind durch Deine Person zu ärgern, — und viertens, sollst Du mitgehn.

Claus. Dieser letzte Grund ist so verdammt gründlich, daß sich nichts von Bedeutung dagegen einwenden läßt. — Nun wenn es denn seyn muß, so will ich nur mein Bündel schnüren, und mein Testament machen.

Heymon. Dein Testament?

Claus. Aus meinem Narrenstock läßt sich ein herrlicher Commandostab machen, man darf nur oben den Eselskopf herunterbrechen; den vermach ich Euch! — Meine Mütze Eurem Bruder Conrad, die Ohren sind so schon ziemlich abgetragen; meinen Witz dem Rathgeber da, und meine Krücke demjenigen, der nur mit einem Beine aus dem Felde zurück hinket.

Rathgeber. Deinen Witz magst Du selbst behalten, er ist so durchgescheuert, daß man die Fäden zählen kann.

Claus. So könnt Ihr immer noch Euren vernünftigen Rath damit flicken, denn ich glaube, daß Verstand kein besser Unterfutter finden kann, als Narrheit. Ich versichere Euch, nichts hält so warm und bewahrt vor Husten und Schnupfen, Schwindel und dergleichen so gut, als ein Brusttuch von derber Narrheit. Trüget Ihr es nur unter Eurem Panzer, Herr Ritter, Ihr würdet Euch wohl dabei befinden, denn bliebet Ihr lieber zu Hause, und ergötztet Euch hier bürgerlich

mit mir, oder dem Rathgeber, oder ginget auf die Jagd. — Warum muß es denn grade Krieg seyn? Krieg ist ein gefährliches Spiel: ich kann schon das blosse Wort nicht leiden; glaubt mir, es liest sich besser davon in Büchern, als dort im Felde zu stehn und zu passen, und zu passen — und wenn man nun in der Hinterhand sitzt und der Feind bekömmt die Matadore!

Heymon. Der Narr schwätzt und kann kein Ende finden. Du sollst uns den Marsch verkürzen durch Deine Mährlein.

Claus. Soll ich reiten oder gehn?

Conrad. Gehn.

Claus. Nun, Gott segne Euch, ich werde so auf meine Art gehen müssen.

Heymon. Kommt, Vetter Martin — kommt Ritter! der Siegt winkt uns, wir wollen uns nicht säumig finden lassen.

Conrad. Wenn wir nur erst die eroberten Fahnen aufhängen! (alle ab.)

Claus. O über die lumpige Welt! — Wahrhaftig ich schäme mich jetzt, ich werde dafür bezahlt, um ein recht wahrer Narr zu

seyn, und nun bin ich ein Pfuscher gewesen, und war offenbar der Verständigste von allen. Sie pfuschen dafür in mein Handwerk, und so ist kein Mensch mit seinem Stande zufrieden. Wollte nur Gott, ich könnte die Klugheit so wacker spielen, als sie sich in der Narrheit gut ausgenommen haben. — Nun, Schicksal, du Vormund der Verstossenen, wirst du dich ihrer so sehr annehmen, als sie fest auf dich vertrauen, so werden sie diesen Feldzug bald geendigt haben. — (ab.)

(Die Burg Friedheim.)

Agnes, Anna ihre Schwester.

Agnes mit einer Laute.

Agnes. Nun höre mir zu, liebe Schwester, ob ich jezt im Stande bin, das Lied recht zu spielen.

Anna. Du hast kein Talent zur Musik, es wird Dir zeitlebens nicht gelingen.

Agnes. Und warum denn nicht so gut, wie andern? — Höre nur:

Wie rauschen die Bäume
So winterlich schon;
Es fliegen die Träume
Der Liebe davon!
Und über Gefilde
Ziehn Wolkengebilde
Die Berge stehn kahl.
Es schneidet ein Regen
Dem Wand'rer entgegen,
Der Mond sieht ins Thal.
Ein Klagelied schallt
Aus Dämm'rung und Wald:
Ach herbstliche Winde
Verwehten den treulosen Schwur,
Wie Blitze geschwinde
Verschüttet vom Glück sich die goldene Spur.
O dunkles Menschenleben
Muß jeder Traum einst niederschweben?
Rosen und Nelken
Bekränzen das Haupt,
Und ach! sie verwelken,
Der Baum steht entlaubt;

Der Frühling er scheidet
Macht Winter zum Herrn,
Die Liebe sie meidet
Den Menschen, und stehet und bleibet ihm
fern.
Verworrenes Leben
Was ist dir gegeben?
Erinnern und Hoffen
Zur Quaal und zur Lust. —
Ach! ihnen bleibt offen
Die zitternde Brust.

Anna. Besser, als ich gedacht hätte.

Agnes. Aber sage mir einmal, warum in allen diesen Gedichten immer so viel von Liebe die Rede ist? Wissen diese Liedermacher denn keinen andern Gegenstand?

Anna. Sie glauben, daß jedermann daran Theil nimmt.

Agnes. Ich warlich nicht. Mir ist nichts widerwärtiger, als diese ewigen Klagen. Ich wünschte, es gäbe so Lieder für alle mögliche Sinnesarten, alles froh und heiter. — Erzähle mir doch, wie ist es denn eigentlich mit Deiner Liebe, ich weiß fast kein Wort davon.

Anna. O laß mich, liebe Schwester.

Agnes. Wie lange ist er nun schon fort? — Drei Jahr? —

Anna. Ach!

Agnes. Siehst Du, Du seufzest noch immer, aber Du solltest lieber einmal vernünftig erzählen.

Anna. Ich bin eine schlechte Erzählerin.

Agnes. Aber im Ernst, es muß mit der Liebe ein äußerst wunderbares Ding seyn.

Anna. Du bist glücklich, daß Du es nicht begreifst.

Agnes. Mir ist immer leicht und heiter, aber Du bist die Schwerfälligkeit selbst, ohne Leben, ohne Theilnahme für die Welt und ihre Begebenheiten, Du lebst nur noch zum Schein, nur ein geringfügiges äußerliches Leben, aber innerlich bist Du schon lange abgestorben.

Anna. Jeder Mensch hat seine eigene Weise, laß mir die Meinige.

Agnes. Daß man sich selbst so alle Freuden verderben kann! Die Welt ist so schön und freundlich, alles so mannigfaltig durch-

einander, daß man nicht genug sehen, nicht genug erfahren kann. Ich möchte immer auf Reisen seyn, durch unbekannte Städte fahren, fremde Berge besteigen, andre Trachten, andre Sitten kennen lernen. Dann mich wieder ganz allein in einem Pallast einsperren lassen, und die Schlüssel zu jedem Gemach, zu jedem Schranke in Händen haben: dann würde eins nach dem andern aufgeschlossen, die Schränke thäten sich von einander, und ich holte von den schönen und seltsamen Kostbarkeiten von Juwelen und Halsgehenken eins nach dem andern hervor, träte damit ans Fenster, und besähe es ganz eigen, bis ich seiner überdrüßig wäre, und zu einem andern eilte, und so immer fort, immer fort, ohne Ende.

Anna. Und so wolltest Du alt werden? Dich durch ein trübes, unzusammenhängendes Leben arbeiten?

Agnes. Ich versteh Dich nicht. — Ich habe mir schon oft gedacht, wenn ich plötzlich in ein fremdes Schloß geriethe, wo mir alles neu, alles merkwürdig wäre; wie ich aus ei-

nem Zimmer in das andere eilen würde, immer ungeduldig, immer neugieriger, wie ich nach und nach mit den Sachen und Geräthschaften bekannt werden würde. Hier weiß ich ja jeden Nagel auswendig.

Anna. Gieb mir einmal die Laute. (singt.)

Beglückt, wer an des Treuen Brust
In voller Liebe ruht,
Kein Kummer naht und stört die Lust,
Nur heller brennt die Gluth.

Kein Wechsel, kein Wanken,
Zum ruhigen Glück,
Flieh'n alle Gedanken
Der Ferne zurück:

Und lieber und bänger
Drückt Mund sich an Mund,
So inn'ger, so länger;
Von Stunde zu Stund,
Beschränkter und enger
Der liebliche Bund.

Agnes. Das ist eins von den Liedern, die sich leichter singen, als verstehn lassen.

Anton tritt auf.

Anton. Das ist hier eine wunderliche Haushaltung: Gesang in allen Zimmern, Simon geht und betrachtet die Wände, Leopold will auf Abentheuer ziehn, — wahrlich, wenn ich nicht noch das Ganze etwas zusammenhielte, es flöge alles wie Spreu auseinander.

Agnes. Dafür bist Du auch der älteste von uns allen, Du hast den Verstand für die ganze Familie.

Anton. Wißt Ihr denn, was Leopold eigentlich will.

Agnes. Was will er denn?

Anna. Gewiß einen unbesonnenen Streich ausführen.

Agnes. Ihr nennt auch oft etwas unbesonnen, was nur nicht so ist, wie ihr es alle Tage treibt.

Leopold tritt auf.

Leopold. Nun, so lebt wohl auf einige Zeit, ich muß Euch auf ein paar Tage verlassen.

Anton. Aber wo willst Du hin?

Leopold. Recht weiß ich's selbst noch nicht. — Lieber Bruder, ich habe immer gefunden, daß der Mensch sich jeden Schritt im Leben erschwert, wenn er ihn recht genau überlegt. Am Ende ist doch alles nur einfältig, wir mögen es auch anfangen, wie wir wollen, und Glück und Zufall machen unsre Plane nur gescheidt, oder unbesonnen.

Anton. Bruder, solche Reden sind einem Manne ganz unanständig.

Leopold. Ja, was Ihr Euch immer so unter Mann denkt: ein altes, verjährtes Thier, das über die Jugend weggekommen ist, wie über eine Brücke, die zusammenfallen will, und das sich nun herzlich freuet, daß es ein sauer Gesicht machen darf, und Rath ertheilen, sitzen und zuhören, wenn andre sprechen, und alles links und unrichtig finden. So ein Mann nach Eurer Vorstellung, darf sogar den Kater tadeln, daß er die Mäuse nicht auf die rechte Art! und nach seinem Sinne fängt. Es wird mir immer seltsam zu Muthe, wenn ich die Redensarten höre: er handelt wie ein Mann;

er ist das Muster eines Mannes; — meistentheils sind es doch nur verdorbene, ausgewachsene Knaben, die durch die Welt auf allen Vieren kriechen, statt aufrecht zu gehn, und die daher weit mehr Steine des Anstoßes finden, — und dann rufen die Umherstehenden: Um Gotteswillen; seht! wie viele Erfahrung der Mann hat!

Anton. Das wäre also nach Deiner Meinung das Bild von mir?

Leopold. Ach nein. Du bist im Grunde gescheidter, aber Du willst es Dir selber nicht gestehn. So halten die meisten Menschen die langsame Einfalt für verständiger, als die berührige Unachtsamkeit, und der Unterschied liegt doch wahrhaftig nur im Gange.

Anton. Aber Du wirst doch zugeben, daß dem Unachtsamen manches mißlingt.

Leopold. O ja, natürlicher Weise, weil er viel unternimmt; Eurem bedächtigen Manne kann nichts mißlingen, weil er nur immer rechnet, und mit allen seinen Gedanken, mit aller Belesenheit, wie mit Fühlhörnern immer voraus fühlt. Ach! Bruder, wenn wir se-

hen könnten, wie vielleicht schon alles im voraus bestellt, und in Richtigkeit gebracht ist, wie lächerlich würden uns da wohl unsere tief angelegten Plane vorkommen?

Anton. Eine schöne Philosophie.

Leopold. Eine Philosophie, die mich lehrt, daß nichts den Menschen so einfältig mache, als sein Verstand. — Doch wir wollen abbrechen, und ich will Abschied von Euch nehmen, mir ist so leicht, daß ich gewiß glaube, ich werde glücklich sein.

Simon tritt ein.

Simon. Du willst verreisen Bruder?

Leopold. Ja.

Simon. Mir scheinen die Umstände nicht günstig.

Leopold. Wie so?

Simon. Es ist so ein Wesen, so ein Klagen, so ein Zittern in der Luft.

Agnes. Wie meinst Du das, Bruder?

Anton. So wie er alles meint — er weiß nicht warum; er meint es nur so.

Simon. Sieh, man kann eigentlich nicht sagen, warum man Unglück vorausahndet, aber es ist doch manchmal etwas im Herzen, — das —

Leopold. Nun?

Simon. Ach! wer kann Dir das deutlich machen.

Anton. Sollte man unter diesen närrischen Geschöpfen nicht selber närrisch werden?

Leopold. Nun, weil Du's also nicht recht beschreiben kannst, so lebe wohl. — Wenn ich wiederkomme, will ich mir Deinen Rath ausbitten. (ab.)

Anton. Seine Wildheit wird ihn noch einmal unglücklich machen.

Simon. Gewiß.

Anne. Wie geht es Dir, Bruder?

Simon. Gut, — ich habe nur heut Morgen mancherlei gedacht, — es kann sich bald mancherlei ändern.

Anne. Wie so?

Anton. Frage ihn doch nicht, es ist ja nur eine weggeworfene Mühe, er weiß es so wenig als Du, und eben durch solche Auf-

merksamkeiten, wird seine Narrheit nur zum Wachsen gebracht, die ohne diese Nahrung schon längst abgestorben wäre.

Agnes. Aber, so laß ihn doch reden, Bruder.

Anton. Nun, wie Ihr wollt, aber Ihr werdet mich nicht zwingen wollen, sein Geschwätz mit anzuhören. (ab.)

Simon. Ich spreche viel lieber, wenn Bruder Anton nicht dabey ist. Er zuckt über alles die Schulter, wenn's nicht nach seinem Sinn ist, und er hat doch nur einen sehr engen Sinn, so wie die meisten Menschen, sie wissen oft nicht, warum sie etwas tadeln, es scheint ihnen bloß verwerflich, weil sie noch nicht darauf gekommen sind.

Anne. Ja wohl.

Simon. Und doch sollte das grade der Grund sein, eine solche Sache ihrer nähern Aufmerksamkeit zu würdigen: denn wenn wir nichts Neues lernen wollen, so verschimmeln am Ende auch die alten Kenntnisse in uns.

Agnes. Bruder Simon spricht heute mit ungemeiner Weisheit.

Simon Ihr versteht mich nur so selten, das scheint Dir nur deswegen klug, weil Du auch schon etwas Aehnliches gedacht hast.

Agnes. Was ist denn aber am Ende der menschliche Verstand?

Simon. Ja, das können wir mit unserm eigenen Verstande nicht leicht begreifen: aber er hat gewiß, wie eine Zwiebel, eine Menge von Häuten, jede dieser Häute wird auch Verstand genannt, und der lezte inwendige Kern, ist der eigentliche beste Verstand. Recht verständig sind nun also die Menschen, die ihren zwiebelartigen Verstand durch lange Uebung so abgerichtet haben, daß sie jede Idee, nicht nur mit den äußern Häuten, sondern auch mit dem innern Kern denken. Bei den meisten Leuten aber, wenn sie auch die Hand vor dem Kopf halten, ist nur die oberste Haut in einiger Bewegung, und sie einmal wissen es gar nicht, daß sie noch mehrere Arten von Verstand haben, und so ist Bruder Anton.

Agnes. Hahaha! das ist lustig: Zwiebel und Verstand, das ist eine gute Idee, und wie denkt denn Bruder Leopold?

Simon. Gar nicht, er denkt nur mit der Zunge, wie andre Menschen essen um zu leben, so spricht er unaufhörlich, damit er nur etwas zu denken hat, und was er gesprochen hat, hat er auch in demselben Augenblicke wieder vergessen, indem er es von der Zunge geschüttelt hat: seine Gedanken sind wie der Spargel, der abgeschnitten wird, so wie man nur die grüne Spitze aus der Erde bemerkt, er schießt nach bis im Sommer, dann läßt man ihn Saamen treiben, um die Zeit wird Bruder Leopold nicht viel mehr sprechen und denken, und die Leute werden von ihm sagen: das ist ein vortreflicher Hausvater!

Agnes. Aber wie denkst Du denn?

Simon. Ich? — das ist eben die Schwierigkeit und meine Unruhe, — seht, es ist schwer zu denken, auf welche Art man denkt: denn, versteht, das, was gedacht wird, soll denken ein Casus der einen sonst ganz vernünftigen Menschen wohl toll machen könnte.

Agnes. Wie so?

Simon. Siehst Du, jezt verstehst Du mich gar nicht, weil Du auf die Gedanken

noch gar nicht gekommen bist. — Siehst Du, ich denke, und mit dem Zeuge, womit ich denke, soll ich denken wie dieses Zeug selbst beschaffen sei. Es ist pur unmöglich. Denn das, was denkt, kann nicht durch sich selbst gedacht werden.

Agnes. Es ist wahr, darüber könnte man wirklich toll werden.

Simon. Nun seht Ihr, und doch fragt Ihr immer noch, warum ich melancholisch bin?

Ein **Arzt** tritt ein.

Arzt. Verzeiht, meine Fräulein, ich ritt eben vorbei, — wie geht es Euch, Ritter?

Simon. Gut, in so weit, ich habe Eure Sachen gebraucht, es hilft für den Magen, aber nicht für den Verstand.

Arzt. Wie kommt Ihr darauf, daß die Medicin für den Verstand seyn könnte?

Simon. Aber je besser mein Magen wird, je schwächer wird mein Verstand.

Arzt. Das ist nicht anders.

Simon. So werd' ich ja aber auf der einen Seite nur krank, wenn auf der andern die Gesundheit anschießt.

Arzt. Freilich wohl.

Simon. So ist man am Ende in der schönsten Blüthe der Gesundheit, wenn man schon in den letzten Zügen liegt.

Arzt. Das kann wohl seyn.

Simon (zu den Schwestern.) Nun, seht Ihr, und man soll nicht melancholisch werden.

Arzt. Der Magen ist nichts als ein Gegenbild zum Kopfe, ja ich möchte sagen, ein Vater des Kopfs. Wenn der Magen tüchtig denkt, und sich an den Speisen übt, und immer neue fordert, und dieses wiederholten Studiums nicht überdrüßig werden kann, so steht der Kopf unter der Vormundschaft, und ist gleichsam nur ein Bedienter seines Herrn Vaters: wird er mündig gesprochen und die Herrschaft fällt ihm zu, so fällt er gierig über die Nahrung her, die ihm gefällt, er denkt unermüdet und sucht immer nach neuen Ideen, indeß sein armer alter Vater unter ihm zusammenschrumpfet, und es am Ende sehr übel nimmt, wenn man ihm nur irgend eine Speise zumuthet.

Agnes (lacht überlaut.) Noch nie habe ich eine so lustige Philosophie gehört, der Magen ein Vater — der Verstand eine Zwiebel.

Arzt (fühlt Simons Puls.) Ihr habt nicht gut geschlafen.

Simon. Ach nein — es liegt mir beständig etwas im Kopfe. —

Arzt. Was denn?

Simon. Seht, der Mensch kann alle Anlagen entwickeln, die in ihm liegen, alle seine dunkeln Empfindungen aufklären, — ob man es denn gar nicht bis zum Prophezeien sollte bringen können.

Arzt. Ja, lieber Ritter. —

Simon. Es hat aber doch schon Propheten gegeben, und vielleicht hat man ihrer noch jetzt, und vielleicht kann man einer werden, wenn man nur auf den wahren Weg geräth.

Arzt. Das ist nur Schimäre.

Simon. Und dann ängstigt's mich so oft, warum eine Sache grade so und nicht anders ist.

Arzt. Wie meint Ihr?

Simon. Seht, diese Thüre geht nach außen hinaus, wenn man sie aufmacht, war-

um könnte sie nicht eben so gut in's Zimmer hereingehn?

Arzt. Da habt Ihr Recht; — aber auf irgend eine Art muß sie doch beschaffen seyn.

Simon. Wer läugnet das? — Und manchmal ist mir, als müßt ich durchaus auf meine Pulsschläge Acht geben, und als würde bei dem einen plötzlich eine schmerzhafte Krankheit ausbrechen.

Arzt. Ihr müßt die Pulver nehmen.

Simon. Manchmal muß ich einen halben Tag hintereinander immer fünfzehn zählen.

Arzt. Und den Trank. —

Simon. Manchmal, als wäret Ihr mit allen Euren Arzneien nur ein Narr.

Arzt (setzt sich.) Ja, da muß ich Euch nur noch Pillen verschreiben. (schreibt ein Recept.) Und nun lebt wohl, ich besuche Euch bald wieder. — (ab.)

Simon. Es ist nichts mit ihm anzufangen. — (geht ab.)

Agnes. Das sind seltsame Menschen. — Gehst Du mit in den Garten, liebe Schwester?

Anne. Ich folge Dir. (Agnes ab.) — Ach, wie ist jede Narrheit immer nur ein Bild meiner eigenen Thorheit. — Alle meine Gedanken wenden sich zu Dir, o Reinhold, und Du hast mich vielleicht schon vergessen. — Ist die Liebe nichts weiter, als ein vorüberfliegender Schein? der leichte Traum einer Sommernacht? und sollte ihr wirklich einst ein dürres, herbstliches Leben folgen können? — Ach Gott! wie elend ist dann unsre Beschaffenheit! — O Reinhold, bist Du vielleicht schon gestorben? — (sie trocknet sich die Augen und geht ab.)

(Feld.)

Ritter, Knechte, Heymon, Conrad, Martin an ihrer Spitze, Fahnen, Kriegsmusik, — Claus.

Heymon. Er hat gesiegt?

Martin. Ja. — Aber Ihr sagtet ja, der Mann habe einen blauen Bart.

Claus. Nun, Ihr meint doch nicht, daß er ihn durch's Visier wird hängen lassen.

Martin. Euer Narr spricht immer mit, wenn die verständigen Leute reden.

Conrad. Das hat er sich so angewöhnt, weil wir uns mit ihm manchmal eingelassen haben.

Claus. Aber meine gnädigen Herren, warum habt Ihr denn den Peter Blaubart nicht angegriffen, als er sich noch mit seinem Feinde in den Haaren lag, der Vortheil war ja dann offenbar auf Eurer Seite?

Conrad. Halt! das ist wahr! — Daran hat keiner von uns gedacht! Hätten wir doch nur unsern Rathgeber bei uns gehabt!

Heymon. Wirklich, wir hätten ihn angreifen sollen, dann würde er doch wahrscheinlich von zwey Feinden untergebracht worden sein, jetzt hat er nun jenen besiegt, und es kann uns eben so ergehn. — Warum sagtest Du das aber auch nicht früher?

Claus. Eure Feldmusik, und Eure tapfern kriegerischen Reden ließen mich ja gar nicht zu Worte kommen. Wahrhaftig, ich

wollte gewiß für Euch einen ganz guten Rathgeber abgeben.

Conrad. Du? — Bleib du nur bei Deinem Handwerk.

Claus. Das gebe Gott nicht, daß Narrheit ein Handwerk sei. —

Conrad. Was denn?

Claus. Eine Kunst!

Heymon. Fort! wir zögern zu lange. (sie ziehn über die Bühne.)

Peter Berner mit Knappen und Knechten.

Peter. Gelt? das war ein gutes Stück Arbeit?

Knecht. So ziemlich, gnädiger Herr, aber es wäre Euch fast übel bekommen.

Peter. Ja, der Ritter, dem Du den Rest gabest, setzte mir nicht übel zu.

Knecht. Es war Schade um das junge Blut, er hatte ganz goldgelbe Haare.

Peter. Was Schade? — Wär's um mich weniger Schade gewesen, meinst Du das?

Knecht. Ha ha ha! Herr Ritter, das kann wohl nur Euer Spas seyn.]

Peter. Jezt kommt, nun wollen wir es uns auch wohl seyn lassen, die Ruhe schmeckt nach solchem unruhigen Tage. — Aber seht, was ist das für eine Erscheinung dort? — Geh doch einer hin und frage, ob jene Menschen uns etwas anhaben wollen. (Knecht ab.) Es wäre mir gar recht, denn ich fühle mich noch nicht matt. Seid ihr müde?

Knecht. Nein, gnädiger Herr, (Knecht wieder zurück.)

Peter. Nun?

Knecht. Es sind die Gebrüder von Wallenrod, sie verlangen mit Euch handgemein zu werden.

Peter. So? desto besser, so sind es ja meine alten Feinde. — Laßt uns sogleich anrücken. — Wie stark ist ihre Mannschaft?

Knecht. Stärker als die unsrige.

Peter. Wären die uns vorher über den Hals gekommen, so hätte sich ein sauberes Ungewitter über uns zusammengezogen. — Nun, laßt die Hörner schmettern, und ihnen

rasch entgegen! (Feldgeschrey, Getümmel, Kriegsmusik hinter der Scene.)

Claus kömmt schnell herbei gehinkt.

Ob ich hier wohl sicher bin? — Ach! wo ist man im Kriege wohl sicher? Auf wie vielen weiten und meilenbreiten Feldern thront jetzt die Sicherheit, und ich Unglückseliger muß mich nun durch ein böses Schicksal grade hier an diesem Orte der Unsicherheit befinden! — Hu! was das für eine Art ist, mit einander umzugehn! — Ist das nicht lächerlich, daß die Menschen im gewöhnlichen Leben so viele Umstände mit einander machen, und wenn sie nun einmal die rauhe Seite herauskehren, daß sie sich mit denselben Händen todtschlagen, mit denen sie sonst so viele Höflichkeitsgebährden veranstalten. — Ach! das gewinnt für meine Herrschaften ein schlimmes Ansehn; so gehts, wenn man sich nicht von einem Narren will rathen lassen: sobald der Verstand bei der Thorheit bettelt, erfolgt gewöhnlich ein gutes Almosen, denn die Thorheit giebt ohne die Münzsorten zu besehn; wer

aber bei gescheiten Leuten Hülfe sucht, bekömmt immer nur Scheidemünze. — Ach! wie sind hier die Sentenzen am rechten Orte, so lange der Mensch nur noch eine Pfeffernuß zu beissen hat, wird er keine Sentenzen sprechen, wenn man aber so, wie ich jetzt, an Leib und Seele bankerout ist, so ist das das einzige Labsal. — Ich will mich hinter diesem Strauch verbergen, aber meine Narrheit scheint ganz gewiß durch, wie ein Edelstein; wenn nicht das lahme Bein wäre, würd ich fortlaufen. — O Himmel, sie kommen schon zurück! — (ab.)

Peter Berner, mit Knechten und Trompeten. **Heymon**, **Konrad**, **Martin**, als Gefangene.

Peter. Seht, wie schnell wir mit Euch fertig geworden sind; aber jetzt ist mein Arm lahm, nun dürfte kein Dritter kommen. — Ihr habt Euch nicht besonders gehalten, das muß ich Euch sagen.

Heymon. Jeder thut, was er kann.

Conrad. Und das haben wir, hoff' ich, auch gethan.

Martin. Was unmöglich ist, bleibt unmöglich.

Peter. Jetzt will ich überlegen, was ich mit Euch anzufangen habe. (Er geht im Hintergrunde auf und ab.)

Martin. Jetzt hab ich ihm doch nun endlich ins Gesicht gesehn, ich hab Euch immer nicht glauben wollen, — aber Ihr habt doch Recht, er hat einen ganz blauen Bart.

Conrad. Nun seht Ihr wohl, ich hab's Euch ja vorher gesagt.

Martin. Es giebt ihm ein recht grausames, widerliches Ansehn, und dabei sieht er doch etwas lächerlich aus.

Conrad. Hat sich was zu lachen, wir sind jetzt in seiner Gewalt, und es kostet ihn nichts, uns das Leben zu nehmen.

Heymon. Das wird er gewiß nicht.

Martin. Ich traue seinem verwünschten blaubärtigen Gesichte nicht.

Conrad. Nun hatte der weise Mann, unser Rathgeber ja doch recht, wenn er uns rieth, den ganzen Feldzug zu unterlassen; aber wer nicht hören will, muß fühlen, und das thun wir jetzt. Wir thun weit mehr, wir haben nicht nur den Krieg verlohren, wir sind noch dazu gefangen. — Wenn wir nur unsern Rathgeber hier hätten!

Heymon. Das wünschte ich auch, denn ohne ihn wissen wir doch nicht recht, was wir anfangen sollen.

Peter. Nun, was meint Ihr, daß ich thun werde?

Heymon. Uns gegen Ranzion frey lassen.

Martin. Uns auf unser Versprechen nach Hause ziehn lassen.

Conrad. Wartet einmal! — Ihr werdet uns vielleicht irgend einen Schimpf anthun, um Euch zu rächen.

Peter. Zum Beyspiel Euch hängen lassen.

Conrad. Ich muß gestehn, das wäre mir nicht lieb.

Peter. Desto besser. — Aber Ihr möchtet lieber begnadigt seyn? — Wagt nur eine

recht tüchtige Bitte daran, und ich lasse mich vielleicht erweichen, denn ich bin nicht so ganz unbarmherzig. — Ist kein rechter Redner unter Euch!

Conrad. Ich bin noch immer der, der so am meisten spricht.

Peter. Nach welchem Muster habt Ihr euch gebildet? denn darauf kommt viel an.

Conrad. Ja, ich spreche so, was mir ohngefähr in den Kopf kömmt.

Peter. Das ist nicht recht, ich hätte mich lieber nach Regeln rühren lassen.

Conrad. Also laßt Euch erbitten: seht, wir sind zwar in Eurer Gewalt, aber es ist gegen unsern Willen geschehn, man kann nicht wissen, wie sich das Blatt einmal wendet, und Ihr kennt ja wohl das Sprichwort: Eine Hand wäscht die andere!

Peter. Ist das Eure ganze Redekunst?

Conrad. Ihr könnt auch einmal übel wegkommen, denn es steht keinem an der Stirn geschrieben, wes Todes er sterben soll.

Peter. Ihr rührt mich immer noch nicht. — Kniet nieder. (sie knien.)

Heymon. Habt Mitleid mit uns.

Peter. Steht auf: ich lache leichter als ich weine, bringt mich zum Lachen, und ich schenke Euch unter dieser Bedingung das Leben.

Conrad. Ich wollte, wir hätten unsern Narren hier, es schickt sich wenig für uns. —

Peter. Bin ich für Euren Witz zu schlecht?

Conrad. Nein, das nicht, aber ich habe mich nie auf dergleichen Künste gelegt.

Peter. Vielleicht hilft Euch das Naturell durch.

Conrad. Herr Ritter, mein Naturell ist ein gutes Naturell, und es wäre manchen Leuten zu wünschen, daß sie nur solch Naturell aufzuweisen hätten.

Peter. Wie meint Ihr das?

Conrad. Je nun, ich meine, daß ich sonst wohl schon von Rothbärten, aber wahrhaftig noch von keinem Blaubart gehört habe.

Peter. Haha! wollt Ihr da hinaus? — Fort mit Euch! Der Tod ist Euch gewiß, ob ich gleich über Eure dumme Ungeschliffenheit von Herzen lachen möchte.

Heymon. Aber hört doch nur —

Peter. Sprecht kein Wort weiter, oder ich spalte Euch mit meiner eigenen Hand den Kopf. Nichtswürdiges Gesindel! — Führt sie fort, sag ich, bindet sie, und nachher, wenn ich's Euch befehle, schlagt ihnen die Köpfe herunter. — Ihr seid ein schöner Redner, das muß ich gestehn. — (Heymon, Conrad und Martin werden von den Knechten abgeführt)

Ein Knecht, der Claus herbeibringt. — Gnädiger Herr, hier ist noch einer von den Feinden, der sich hinter jenen Busch versteckt hatte.

Peter. Komm her, ich bin grade in der rechten Stimmung, Dir Dein Todesurtheil zu sprechen.

Claus. Und Herr, ich muß Euch sagen, daß ich darnach nichts frage.

Peter. Wer bist du?

Claus. Ein Narr.

Peter. So mußt Du den andern Gesellschaft leisten.

Claus. Mir gleich.

Peter. Wie? Du hast das Leben nicht lieb?

Claus. So wenig, als einen sauren Apfel.

Peter. Das wäre fast zu vernünftig für einen Narren.

Claus. Ei, wenn es Thorheit ist, das Leben lieb zu haben, so wäre am Ende der Zweck eines jeden Philosophen, sich aufzuhängen.

Peter. O ich habe nicht Lust, mich mit Dir in einen Streit einzulassen. Aber wenn Du Gründe hast, so sage sie mir doch, warum Du Dein Leben nicht achtest.

Claus. Herr, Gründe so groß und gewichtig wie die Felsen, und doch sind die Felsen selbst nur kleine Kiesel, wenn man dabei an die ganze Erde denkt. Doch, das nur im Vorbeigehen gesagt. Aber seht mich nur an, und sagt mir dann selbst eine vernünftige Ursache, aus der ich das Leben wohl lieb haben könnte. Bin ich nicht so gezeichnet, daß jeder Mensch von mir sagen wird: wenn der Kerl nicht zum Narren, oder zum Taugenichts zu gebrauchen ist, so ist er völlig unnütz; und bedenkt nur selbst, gnädiger Herr, unter einem solchen Titel durch das Leben zu hinken, zeitlebens auf nichts anders Ansprüche machen

zu dürfen. Denn Reichthümer besitze ich nicht, und wenn ich sie auch hätte, was sollte ich wohl damit anfangen? Mich wird kein Mädchen lieben, gegen meine verkrüppelte Gestalt wird Niemand Wohlwollen und Freundschaft empfinden, ich darf auf keine Ehre, auf keine Freude des Lebens hoffen. Was ist also das Leben für mich? Nichts als der große Fettschweif des Indianischen Schaafs, es ist mir nur zur Last; ich bin nicht fröhlicher, als wenn ich vergesse, wer ich bin, ich diene dazu, andere zum Lachen zu bringen, und zwinge mich selbst zum Lachen, ich bin eine Medicin für verdorbene Mägen, ein Verdauungsmittel, die Hunde sehn mich von der Seite an, und ich habe es noch nie dahin gebracht, daß mich einer geliebt hätte. Aus welcher Ursache meint Ihr nun wohl, sollte ich das Leben lieben? — Und was ist denn das Leben selbst? Eine beständige Furcht vor dem Tode, wenn man an ihn denkt, und ein leerer, nüchterner, genußloser Rausch, wenn man ihn vergißt, denn man verschwendet dann einen Tag nach dem andern, und

vergißt darüber, daß die Gegenwart so klein ist, und daß jeder Augenblick vom nächstfolgenden verschlungen wird. — Jeder Mensch wünscht alt zu werden, und wünscht dadurch nichts anders, als mit tausend Gebrechen, mit tausend Schmerzen in Bekanntschaft zu treten. Da schleichen sie denn ohne Zähne und ohne Wünsche mit leerem zitternden Kopfe, mit Händen, die ihnen schon längst die Dienste aufgekündiget haben, und nur noch als abgeschmackte Zierrathen von den Schultern herunter hängen, ihrem Grabe zu, dem sie doch nicht entlaufen können. — Und wie müßt ich vollends seyn, wenn ich alt würde? Wer würde sich die Mühe nehmen mich zu bedienen, mich zu trösten? Nein, gnädiger Herr, laßt mich immer frisch hängen, das wird wohl der beste Rath seyn.

Peter. Kerl, Du gefällst mir. — Willst Du mein Narr werden?

Claus. Ich bin des Dienstes überdrüßig.

Peter. Aber ich will Dich zu meinem Narren haben, sag' ich. Du sollst mir zuweilen Reden halten, Du sollst mir in den

müßigen Stunden etwas vorschwatzen. Ich will für Dich sorgen, und das Leben will ich Dir schenken, aber Du mußt mir dienen.

Claus. Nun, wenn es dann so seyn muß. Aber Herr Ritter, denn habe ich noch eine Bitte.

Peter. Nun?

Claus. Da haben wir einen herrlichen Mann zu Hause sitzen, der jetzt ohne Eure Hülfe nothwendig verhungern muß. Er giebt andern Leuten vortreflichen Rath, und wie es solchen Leuten meistentheils geht, sie wissen sich selber nicht zu rathen: ohne ihn bin ich nichts, und wenn ich in meiner Kunst etwas geworden bin, so habe ich es nur seiner vortreflichen Gesellschaft zu danken.

Peter. Wer ist denn der?

Claus. Wir nennen ihn nur kurzweg den Rathgeber, und Rath zu geben ist auch sein eigentliches Handwerk, und ich muß gestehn, daß er es darinn zu einer grossen Fertigkeit gebracht hat. Jeder von uns beiden, einzeln genommen, ist nur ein schwaches Rohr, ein faules Holz, das nur glänzt, wenn kein an=

drer Schimmer in der Nähe ist; aber wenn unser Verstand zusammengethan wird, so entsteht daraus eine Komposition, eine Art von Prinzmetall, das ausserordentlich dauerhaft ist.

Peter. Nun, so bringe ihn mir. Du magst ihn selber abholen, ich traue Dir. — Weißt Du mein Schloß?

Claus. O ja, gnädiger Herr.

Peter. Ich mag mit andern Menschen nicht gern umgehn, aber solche Eures Gelichters sind mir lieb, bei Euch weiß man, woran man ist, Ihr gebt Euch für nichts aus, Ihr heuchelt keinen Werth, keine Würde, die ich so oft die Würde der Menschen nennen höre; ich kenne nichts so jämmerliches. — Wir bleiben zusammen, und wenn mir Dein Rathgeber gefällt, so soll er's gut bei mir haben.

Ein Knecht. Gnädiger Herr, so eben ist die Nachricht eingelaufen, daß Eure Gemahlinn gestorben sei.

Peter. Desto besser! — Ich vermuthete es wohl. — Liegt Friedheim weit von hier?

Knecht. Nur eine Tagreise.

Peter. Es sollen zwei schöne Fräulein dort seyn, ich will hin mit einer kleinen Be-

gleitung; ihr übrigen müßt zu meinen Schlössern zurückkehren. — Jetzt will ich jene Narren sterben sehn. — (er geht ab, die Knechte ziehen auch fort.)

Claus (allein.) Kann man mit einer so geringen Vorstellung selbst so listige Füchse hintergehn? — Aber wenn ich es recht ernsthaft überlege, ist mein Leben auch nicht viel werth. Doch, wer wird irgend etwas in der Welt recht ernsthaft überlegen. Die ernsthaften Gesichter sind nur in die Mode gekommen weil sie bequemer sind, als die freundlichen. — Für diesmal also hätte ich mein Leben noch davon getragen. Aber meine arme Herren! Ich bin ergrimmt über den kalten blutdürstigen Menschen! Ich könnte weinen. — Und warum sollte ich nicht weinen? — Es ist eben so thöricht, als zu lachen, es liegt also nicht ausser meinem Berufe. — (er setzt sich auf die Erde.) Sie sind gewiß schon todt, hier will ich um sie trauren, denn kein anderes Auge geht doch ihrentwegen über. — (Er verhüllt das Gesicht. Der Vorhang fällt.)

Zweiter Akt.

(Burg Marlof.)

Ritter **Hans** von **Marlof**, **Brigitte**, seine Tochter.

Brigitte. Aber Ihr kehrt doch bald zurück, lieber Vater?

Hans. Sobald es das Ceremoniel, der Wohlstand, die Ehre erlaubt, Kind. Es ist keine Kleinigkeit, meine Tochter; Agnes ist meine Pathe, und Peter Berner ein angesehener Rittersmann wirbt um sie, und das muß ich jetzt, verstehst Du mich, vollends zu Stande bringen. Der Ritter hat sich noch nicht völlig erklärt, aber mir ein Sendschreiben zugesandt, worinnen er um mein Fürwort bei dem Fräulein und den Gebrüdern höflichst ansucht.

Brigitte. Mir ist bange, daß Ihr mich so allein läßt.

Hans. Dir sollte nicht bange sein, meine Tochter, denn mein Seegen bleibt bei Dir zurück. — Bleib nur fein fleißig in Deinen Zimmern, ich habe auch dem alten Caspar schon Aufträge darüber gegeben, er ist ein alter, und ein überaus verständiger Mann. Geh' also nicht aus, mein Kind, denn man kann manchmal nicht wissen, wie Unglück entsteht, es ist oft früher da, als wir es gewahr werden, und indem wir es gewahr werden, ist es gewöhnlich unmöglich es zu vermeiden. Siehe, so lauten meine Grundsätze darüber!

Brigitte. Aber in den Burggarten darf ich doch kommen?

Hans. Das wird Dir immer unverwehrt bleiben, meine Tochter, denn dort bist Du völlig gesichert, dort kann Dir Niemand etwas anhaben. Ich bin sonst schon alt und schwach, aber ich habe denn doch die Vorsicht eines Vaters, und eine solche Vorsicht sieht weit, wenn ich abwesend bin, mußt Du selbst hübsch vorsichtig seyn.

Brigitte. Ich will es gewiß.

Hans. Der Leopold von Friedheim, er hat Dir schon einigemal nachgestellt, hüte Dich besonders vor ihm.

Brigitte. Warum? Ich sollte meinen, daß ich mich vor dem nicht zu hüten brauchte.

Hans. Du liebe Einfalt! gerade am meisten Kind. Ja, was sag' ich, am meisten? Am allermeisten! — Du liebst ihn doch nicht? Du hast ihm doch nicht Dein Herz gegeben? — Denn Du weißt, daß diese Heirath gegen meinen Willen wäre.

Brigitte. Ach, lieber Vater, wie sollt' ich jemand anders lieben, als Euch.

Hans. Ich will Dir glauben, denn Du hast mich noch nie betrogen. — Nun, so lebe denn wohl, meine Tochter, ich weiß nichts mehr, was ich dir noch sagen könnte. — Bleibe immer gehorsam, folgsam gegen Deinen Vater, und es wird Dir immer wohl auf Erden gehn.

Brigitte. Lebt wohl. — (Sie umarmen sich.)

Hans. Caspar!

Caspar tritt auf.

Hans. Caspar, ist mein Pferd nunmehr bereit? Ist alles im gehörigen Zustande?

Caspar. Ja, Herr.

Hans. Und sind alle die nöthigen Sachen eingepackt? Und daß nichts versehrt wird, wenn es etwa regnen sollte? Die goldnen Strumpfbänder, die seidenen Bänder? Die Gedichte?

Caspar. Hab' alles selbst besorgt, Herr.

Hans. Nun, dann ist es gut. — Du hast die Schlüssel zu der ganzen Burg, Caspar.

Caspar. Ja, Herr.

Hans. Und Du hast versprochen, auf meine Tochter ein wachsames Auge zu haben.

Caspar. Das hab ich, Herr.

Hans. Nun, so kann ich denn in Gottes Nahmen abreisen. — Das Abreisen wird mir doch sauer, Caspar.

Caspar. Ihr seid lange nicht aus Eurem Schlosse gekommen, Herr.

Hans. Sollt's das wohl sein, Caspar? Mir ist so trübe vor den Augen.

Caspar. Ihr seid gleichsam hier ganz eingerostet, Herr.

Hans. Und Du glaubst an keine bösen Ahndungen, Caspar?

Caspar. Man kann eben nicht wissen, wie es damit ist, und darum glaub' ich halt nicht daran, Herr. Seht, das ist so mein Grundsatz darüber.

Hans. Hast recht, Caspar, wenn man es sich genau überlegt. — Nun, so lebt wohl. — Ade, meine Tochter, denk fleißig an meine Lehren. — Komm, Caspar, hilf mir zu Pferde. (sie gehen beide ab.)

Brigitte (allein.) Vor Leopold soll ich mich hüten? — Nun, denn muß man sich gewiß vor allen Menschen hüten, denn er ist doch so gut und so unschuldig. Aber das Alter sieht alles mit andern Augen an, und die Jugend weiß darüber nicht, was sie denken soll.

Caspar kömmt zurück.

Caspar. Nun, Fräulein, der alte Herr ist fort, ich soll auf Euch ein wachsames Auge haben.

Brigitte. So hat der Vater gesagt.

Caspar. Es ist ein leichter Auftrag und ein schwerer, je nachdem Ihr es anfangen wollt.

Brigitte. Sei unbesorgt, Caspar.

Ein Knecht.

Knecht. Ein fremder Mann ist vor dem Thore.

Caspar. Wer ist er? was will er?

Knecht. Ein Wandersmann, und da er müde und hungrig ist, und sich weit und breit kein Schloß und Kloster findet, so bittet er, daß er sich hier erquicken dürfe.

Caspar. Ich will ihn sehn. — Fräulein, wollt Ihr nicht auf Euer Zimmer gehn? — (ab mit dem Knecht.)

Brigitte. Ich bliebe gern, um den Fremden zu sehn, es kommen gar wenig Fremde in die alten Mauern dieses Schlosses. — aber ich glaube, es ziemt sich nicht, und da ist es denn doch besser, daß ich gehe. (ab.)

Leopold von Friedheim, als Minnesänger. Caspar.

Caspar. Wer seid Ihr, Eures Standes nach?

Leopold. Ein armer Sänger, der den Leuten durch Lied und Spiel das Herz erfreut, der die Traurigen erheitert, und die Fröhlichkeit der Glücklichen zu einer sanften Schwermuth herabstimmt, damit sie auf die wahre Art glücklich sind. Ein armer Mann, ich habe mich auf meinem Wege verirrt, und da such' ich Schutz und Hülfe bei Euch.

Caspar. Das muß seyn, denn sonst liegt das Schloß hier so abseits, daß nur selten jemand einkehrt. — Nun kommt, ich will Euch eine Lagerstätte weisen, und dann Speise und Trank geben. (ab.)

(Garten des Schlosses Friedheim.)

Peter Berner. Agnes.

Agnes. Ihr seid sehr dringend, Herr Ritter.

Peter. Wie soll ich es anders anfangen Eure Liebe zu gewinnen?

Agnes. Liebt Ihr mich denn, wie Ihr sagt?

Peter. Von Herzen, mein Fräulein.

Agnes. Was nennt Ihr aber Liebe?

Peter. Wenn Ihr es nicht empfindet, so läßt sich's unmöglich beschreiben.

Agnes. Das hör' ich von allen, die sich für verliebt ausgeben.

Peter. Weil es die Wahrheit ist. — Oder zweifelt Ihr an meiner Aufrichtigkeit?

Agnes. Das nun eben nicht, — allein —

Anton tritt zu ihnen.

Peter. Ich mache schlechtes Glück mit meiner Bewerbung, Herr Ritter.

Anton. Wie das?

Peter. Eure edle Schwester glaubt meinen Worten nicht.

Agnes. Wie Ihr es auch ausdeutet.

Peter. Seht, ich bin kein Redner, ein rechtlicher, schlichter Mann, unter Waffen und Getümmel aufgewachsen, darum stehn mir schöne und süße Reden nicht zu Gebot:

ich kann nur sagen: ich liebe! und wenn ich das gesagt habe, ist meine ganze Redekunst zu Ende. Aber man sollte auf die Worte solcher Leute, die nicht viel zu sprechen verstehn, mehr achten, als auf diejenigen, die täglich mit schöngewandten Phrasen handeln und betrügen. Wenn ich mich nicht schön auszudrücken weiß, so bin ich doch wenigstens in der Kunst der Lügen unerfahren, und das ist nach meiner Meinung schon immer eigenes Verdienst. Darum müßt Ihr mir auf mein Wort glauben, wenn ich Euch sage, daß ich Euch recht von Herzen liebe.

Agnes. Und wenn ich Euch glaube?

Peter. Seltsame Frage! dann müßt Ihr mich von Herzen wieder lieben. — Oder ist Euch meine Gestalt zuwider? Es ist wahr, ich kann etwas seltsames an mir haben, das den Leuten auffält, ehe sie mich näher kennen, aber das sollte doch nicht die Ursache seyn, einen Mann zu verstossen, der es sonst redlich meint. Ihr werdet zugeben, daß das mehr werth ist, als ein schöner Körper. Seht, wenn ich gleich, wie die Leute von mir sagen, einen

blauen Bart habe, so ist es doch immer besser, als wenn ich ganz ohne Bart auf die Freyerei ginge.

Anton. Nun, Schwester!

Peter. Ihr glaubt vielleicht, ich muß deswegen auch innerlich schlecht seyn, weil, wie gesagt, mein Bart nicht von der besten Farbe ist. Die Damen wissen die Farbe ihrer Haare zu verbessern, und Euch zu Gefallen will ich mich auch auf diese Künste legen. — Zeigt mir den Mann, der mehr für Euch zu thun gesonnen wäre?

Agnes. Ihr legt mein Zaudern unrecht aus.

Peter. Ihr könnt nur Ja oder Nein sagen, das übrige, was dazwischen liegt, ist nur alles eine Vorbereitung dazu. — Ich habe schon mehr Weiber gehabt, und sollte es freilich schon gewohnt seyn, daß sie ihre Meinung vor der Hochzeit immer nur durch einen Umweg zu erkennen gaben, nachher ist ihre Art zu sprechen desto kürzer und verständlicher. — Nun, mein Fräulein?

Agnes. Ihr müßt mir doch Zeit lassen, — auch vor der Einsamkeit auf Eurem Schlosse fürcht' ich mich so.

Peter. Dem läßt sich bald abhelfen; wenn ich Euch nicht genug bin, so wollen wir Gesellschaft bitten. Menschen von aller Art, Ihr werdet ihrer bald überdrüßig werden. — Aber Euch soll die Zeit nicht lang währen; wenn Ihr Neuigkeiten, oder seltsame Kostbarkeiten liebt, so findet Ihr auf meinem Schlosse mancherlei, das wohl der Betrachtung würdig ist, und mit dem Ihr nicht so bald zu Ende kommt. Auf meinen Reisen in vielen Fehden habe ich mancherlei erbeutet, das mich selbst in manchen Stunden noch ergötzt.

Agnes. Dürfte ich meine Schwester Anne wohl mit mir nehmen?

Peter. Wenn sie Euch folgen will, mit vielen Freuden.

Anton. Ihr seid also so gut als richtig?

Peter. Es sieht fast so aus. — Nun habt Ihr mir das Herz leicht gemacht, man muß nur nicht verzagen, so siegt man am Ende immer noch. (sie gehn ab.)

Simon. Anne.

Anne. Du bist heut ungemein mißvergnügt, Bruder.

Simon. Was soll man anders seyn? — Ich finde keine Ruhe in mir selber, alles ist mir zuwider, und wenn es mir manchmal vorkömmt, als würde sich jetzt ein Räthsel auflösen, so verfliegt alles im Augenblicke wieder.

Anne. Aber warum heftest Du auch Deinen Geist immer so auf einen Gedanken?

Simon. Frage doch, warum er sich selbst so heftet? Ich kann dabei nichts thun, und lassen. — Ich möchte lachen, denn dieser sogenannte Geist ist ja eben Niemand anders, als ich.

Anne. Es ist mit Dir nicht zu sprechen, — man hat doch Gewalt über sich.

Simon. Das sagt der Arzt auch immer, und bei Euch andern, die Ihr in einer unbegreiflichen Trägheit fortlebt, mag's auch wohl wahr seyn, denn Euch liegt nichts ernsthaft am Herzen, Ihr könnt Euch leicht zwingen, weil Ihr im Grunde gar nichts wollt. Der Geist ist nur ein Diener Eures Körpers, eine fast unnöthige Zugabe zu dem Dinge, daß da ißt und trinkt, folglich, wenn Ihr von Euch selbst sprecht, so meint Ihr immer jemand

anders, im Grunde Eure Launen, Euren Appetit; diesem thut Ihr alles zu Gefallen, ihm zu Gefallen denkt und sorgt Ihr nicht, ihn aufrecht zu erhalten zerstreut Ihr Euch, wie ihr es nennt. Wenn Ihr also von Eurem Ich sprecht, so meint Ihr nur Euren Magen, Ihr könnt nicht ernsthaft an Euch selbst denken, ohne daß ihr sogleich mit einem Seufzer dazwischen rennt, ach! heute Mittag wird mir gewiß das Essen nicht schmecken! und so Euren Sinn gewaltsam wieder von Euch abwendet.

Anne. Ach Bruder, ich verstehe Dich recht gut, und das schlimmste ist, daß Du Recht hast.

Simon. Wenn hätte ich denn wohl Unrecht? Ihr gebt Euch nur niemals die Mühe, mich zu verstehn. Alle Gedanken, die Euch nicht gefallen, möchtet Ihr gar zu gern für Unsinn ausgeben, damit Ihr nur behaupten könnet, das Leben sei doch etwas werth. Alle Menschen würden melankolisch seyn, wenn sie sich nur vor ihren Nichtswürdigkeiten die Zeit dazu liessen. — Da kömmt der Arzt schon wieder und meint, wenn ich nur seine

Pulver nehmen wollte, würde es schon besser mit mir werden.

Der Arzt zu den Vorigen.

Arzt. Ich freue mich Euch wohl zu sehn, mein Fräulein. — Ihr habt Besuch?

Anne. Ein fremder Ritter, —

Arzt. Und wie geht es Euch?

Simon. Soll ich wieder klagen? soll ich Euch weitläuftig meine Empfindungen schildern? Ihr versteht mich nicht, und könnt also auch nicht daran glauben. — Wozu soll ich immer in den Wind reden!

Arzt. Daß jeder Kranke doch immer glaubt, er ist nur der einzige auf der Welt, der solche Art zu empfinden hat!

Simon. Nun, könnt Ihr mir zu dem verhelfen, was ich wünsche? — Könnt Ihr machen, daß ich die Zukunft ergründe, wie ein Exempel, das ich berechne? Wohlan, denn will ich das Leben und Eure Kunst für etwas halten.

Arzt. Ihr müßt Euch dergleichen Gedanken aus dem Sinn schlagen.

Simon. Nun, seht Ihr wohl? dieser Wunsch kömmt Euch als etwas ganz abgeschmacktes vor, folglich ist Euch diese Empfindung noch niemals nahe getreten, denn sonst würdet Ihr mir nicht so antworten, folglich versteht Ihr mich nicht, folglich könnt Ihr mich auch nicht heilen.

Arzt. Wenn ich auch das Uebrige zugebe, warum sollte ich Euch nicht heilen können?

Simon. Ach, Ihr seyd, — ein Arzt. — Es ist gut, daß Ihr mich selbst durch dergleichen Reden nicht aufbringen könnt, weil es mir immer gar zu gegenwärtig ist, wie Ihr meinen Zustand ansehet. — Ich will nächstens eine Reise antreten, vielleicht finde ich Leute, die mich besser verstehn.

Arzt. Wie Ihr wollt.

Peter Berner zu den Vorigen.

Peter. Mein Fräulein, Eure Schwester wünschte Euch zu sprechen, Sie hat eine Bitte an Euch.

Anne. Ich gehe schon. (ab.)

Peter. Und Ihr seid noch immer so finster, Ritter? — Ihr solltet heirathen, die Liebe

würde Euch wie eine Sonne aufgehn, und Ihr würdet dann die Welt nicht mehr so finster finden.

Arzt. Er sollte nur Arznei nehmen, so würde er schon besser werden. Könnt ich ihn nur von der Verachtung gegen meine Wissenschaft heilen, so wäre schon das Meiste geschehn.

Peter. Vielleicht ist eine unglückliche Liebe an Eurem Zustande schuld.

Arzt. Ach nein! er hat gewiß schon seit mehreren Jahren keine Diät gehalten, und da rächt sich denn die Natur nachher.

Peter. Sucht Euch ein schönes Mädchen aus.

Arzt. Es sind nur Unordnungen im Unterleibe.

Peter. Ihr scheint ein verständiger Mann, nehmt Euch meines Freundes an.

Arzt. Er läßt sich nicht rathen.

Peter. Es wird noch mit ihm besser werden, wenn er nur erst heirathet.

Simon. Ihr seid ein schlechter Prophet, Herr Ritter. — Seht, Doktor, alle Leute geben sich mit Prophezeien ab, sie thun nichts

lieber als die Zukunft vorhersagen; und doch findet Ihr es bei mir so sonderbar, daß ich auf diesen Wunsch verfallen bin. Sie meinen alle, sie haben Recht, und meine Krankheit besteht blos in einer zu grossen Bescheidenheit, daß ich selbst an meine Prophezeihungen nicht glaube, ich darf nur mehr Vertrauen haben, und ich bin so gesund wie die übrigen Menschen. (er geht ab.)

Arzt. Peter Berner.

Peter. Ein seltsamer Charakter!

Arzt. Er hat sich, möcht' ich sagen, in dem Hang zum Wunderbaren, den jeder Mensch in sich spürt, übergessen, und dadurch sind in ihm diese Unverdaulichkeiten entstanden.

Peter. Was könnte aber dagegen helfen?

Arzt. Ein tüchtiges Vomitiv, irgend eine gewaltsame Veränderung seiner Lebensart, viel Thätigkeit, Umgang mit vielen vernünftigen Leuten. — Jede Tollheit ist nichts, als ein Rostfleck im Eisen, er muß wieder heruntergeschliffen werden. — Allen unverständigen Leuten fehlt es nur an gutem Willen, um wieder verständig zu werden.

Peter. Giebt es keine Arznei, keine zusammenziehende Mittel, um diesen schlaf gewordenen Willen wieder anzuspannen?

Arzt. Bis jetzt ist noch nichts entdeckt, die Philosophie geht auf Präparata aus, aber es ist ihr nur auch noch wenig gelungen.

Peter. Sagt mir einmal, Eure Kunst ist ein weites Gebiet, — Ihr wißt gewiß manches Geheimniß, — ich wollte Euch in einer Sache um Rath fragen.

Arzt. Ich stehe zu Eurem Befehl.

Peter. Ich weiß nicht, — ich mag ungern davon sprechen, — und es macht mich böse —

Arzt. Herr Ritter!

Peter. Nun, seid nur still, seid ruhig, ich will mich in Acht nehmen, daß ich nicht zornig werde; aber hört mir ruhig zu: — die Leute sagen, ich hätte einen blauen Bart, — ich weiß nicht, ich sehe eben nicht viel in den Spiegel, — betrachtet mich einmal genau, und sagt mir die aufrichtige Wahrheit.

Arzt. Ich könnte eben nicht sagen, — ich muß Euch gestehn, es kömmt viel auf die Beleuchtung an — blau eben nicht, das nun wohl

nicht, — aber so gleichsam bläulich, — aber es verstellt Euer Ansehn gar nicht, im Gegentheil, es giebt Euch ein gewisses männliches Wesen.

Peter. Man sagt mir doch, es wäre widerlich.

Arzt. Nicht im mindesten, und gewiß, wenn Ihr im Schatten steht, sieht Euer Bart aus, wie jeder andre Bart, — und wer nicht ein recht scharfes Gesicht hat, findet auch in der Sonne keinen Unterschied.

Peter. Nun, mags seyn, wie's will: wißt Ihr kein Mittel dagegen?

Arzt. Hier ist die Kunst sehr beschränkt, Herr Ritter, — alle Erfahrung spricht dagegen. —

Peter. Nun so hol Euch der Henker, — es ärgert mich nur, daß ich so lange davon gesprochen habe. — (geht schnell ab.)

Arzt. Es giebt wunderliche Menschen! (von der andern Seite ab.)

Simon. Anton.

Anton. Du weißt nie recht, was Du willst.

Simon. Sei geduldig, Bruder, ich kann doch nicht dafür, daß ich so bin.

Anton. Das kann jeder Narr für sich sagen.

Simon. Was würde daraus werden, wenn ich eben so hitzig wäre, als Du?

Anton. Wärest Du das, so wärest Du auch nicht ein solcher Träumer.

Simon. Man kann nicht wissen, wie ich in dem Falle gebaut wäre. — Aber wie gesagt, ich traue ihm nicht, ich glaube, daß unsere Schwester mit ihm unglücklich seyn wird.

Anton. Und was hast Du denn für Gründe?

Simon. Sieh nur für's Erste sein Gesicht an! — Fällt Dir wirklich nichts dabei ein? — Kriegst Du kein Mißtrauen gegen ihn? Wendet sich dir das Herz nicht um?

Anton. Possen.

Simon. Und denn hat er mehrere Frauen gehabt, und sie sind immer sehr schnell wieder gestorben.

Anton. Aber Agnes kann ihn vielleicht überleben; er ist reich, er hat mehrere Schlös-

ser, viel Gold und Juwelen, sie ist gut bei ihm versorgt.

Simon. Nun, wenn sie selber will, so mag's darum seyn. — Aber ich habe in dieser Nacht einen wunderbaren Traum gehabt. Wenn Du geduldig seyn willst, so will ich ihn Dir erzählen.

Anton. Sprich nur.

Simon. Wie es geschah, weiß ich nicht, aber ich ward im Schlafe sehr bedrängt und geängstigt, darüber griff ich endlich nach meinem Schwerdte, um mir Ruhe zu verschaffen. Ich lief wüthend herum, und traf auf den Ritter Peter, er war mir noch mehr zuwider als sonst, und ohne daß ich mir bewußt war, wie er so weit kam, hatt' ich ihn bei der Schulter ergriffen, und stieß ihn mit großer Herzensangst das Schwert durch die Brust. Er fiel auf den Boden, und ich war ruhig.. — Das seltsamste ist, daß ich nun seit dem Erwachen unaufhörlich an diesen Traum denke, und ich muß es Dir gestehn, Bruder, so wie ich den Ritter vor mir sehe, wandelt mich eine unbeschreibliche Lust an, ihm mit dem

Schwerdte eins zu versetzen, ich kann mich dann kaum halten, ich denke es mir dann als das größte Vergnügen, zu fühlen, wie ihm der Degen im Leibe steckt. — Mir ist schon ein Grausen darüber angekommen. — Ist das nicht sonderbar?

Anton. Toll ist es.

Vorige. Peter Berner mit **Hans** von **Marlof.**

Peter. Hier bring ich Euch, edler Ritter, meinen lieben Freiwerber, der für mich sprechen will.

Hans. Ich freue mich, Euch einmal wieder zu sehn; ich bin des Reitens nicht mehr gewohnt, und ordentlich ganz müde. — Ihr seid wohl?

Anton. Vollkommen.

Hans. Und meine liebe Pathe? Ihr wißt doch, ich bin bei Eurer Schwester Agnes zu Gevatter gestanden?

Anton. Sie wird sich freuen, Euch zu sehn.

Hans. Ach sie war schon damals ein gar liebes Kind.

Simon. (mit der Hand an den Degen leise zu Anton.) Wie ich Dir vorher sagte, Bruder.

Anton. Ich rathe Dir Gutes! —

Hans. Aber kommt hinein in den Saal, da wollen wir uns niedersetzen, und da will ich Euch denn meine Rede, wie es sich schickt und gebührt, vorbringen. — (sie gehn ab.)

Anne. Agnes.

Agnes. Du könntest mich fast mit melankolisch machen, liebe Schwester.

Anne. Sein Vater, der eben angekommen ist, wird alles in mir recht erneuern, sein Bild wird wieder ganz lebhaft vor mir stehn. — Ja, liebe Schwester, ich will mit Dir ziehn, aber wir müssen in der Einsamkeit recht viel von ihm, von Reinhold sprechen.

Agnes. Ja, Schwester.

Anne. Ich freue mich darauf, unser Bruder Anton ist hart und rauh, er versteht sich auf die Empfindungen des Herzens nicht, seine Gegenwart bedrängt mich, und ich wage es nicht recht so zu seyn, wie ich meiner Natur nach bin.

Agnes. Müssen wir aber nicht hineingehn? — Sieh, sie haben alle den Garten verlassen.

Anne. Komm! (sie gehn Arm in Arm ab.)

(Freies Feld.)

Der Rathgeber. Claus.

Claus. Hier wollen wir eine Weile ruhn. Wir kommen noch immer früh genug. — Setzt Euch, hier ist Schatten. — Das Botengehn will mir und meiner Krücke gleich wenig bekommen. — Ja, so ist das menschliche Schicksal, es kömmt wohl vor, daß man die Dienste wechseln muß.

Rathgeber. Was sprichst von Dienst? — Ich habe nie gedient.

Claus. Nun, nennt es, wie Ihr wollt. — Unsere Herren sind todt, und es ist doch gut, daß sich der Blaubart unserer annehmen will, so dürfen doch unsere Talente nicht betteln gehn. — Da hier, trink eins auf des Blaubarts Gesundheit.

Rathgeber. Aber ich hatte mich in dem Schlosse nun so eingewohnt —

Claus. Die Zeiten sind vorbei. — Aber ich bin doch neugierig, sagt mir doch einmal, — so lange ich Euch kenne und weiß, habe ich Euch immer nur den **Rathgeber** nennen hören. Wie heißt Ihr denn eigentlich? — Oder habt Ihr etwa keinen andern Namen?

Rathgeber. Narr, ich keinen andern Namen? — Ich hatte sonst einmal einen ganz vortreflichen Namen, aber ich muß Dir gestehn, durch die Länge der Zeit hab' ich ihn fast vergessen, — ich kann mich nur noch dunkel daran erinnern. — So gehts dem menschlichen Geiste: ich habe mich angewöhnt, immer nach dem Titel Rathgeber zu hören und mich selbst so zu denken: — wart! — Ferdinand von Ekstein hieß ich ehemals: — Ja! — Aber die Zeiten sind vorüber. Die Gewohnheit, sagt man wohl mit Recht, ist unsre zweite Natur: wenn ich jetzt nur von Rath reden höre, oder so ein Sprüchwort: hier ist guter Rath theuer, — guter Rath kömmt hinten nach, — er weiß sich weder zu rathen

noch zu helfen, — so denk' ich immer dabei an mich.

Claus. Grade so geht es mir. — Man darf nur von irgend einem Narren in Afrika sprechen, und gleich ist mir, als wenn nothwendig von mir die Rede seyn müßte. — So hat man gar keine rechte Ruhe im Leben. — Sagt mir nur, wozu man getauft wird, wenn der Taufname gar nicht gebraucht werden soll?

Rathgeber. Es ist unrecht.

Claus. Seht Euch nur etwas vor, ich glaube der Blaubart wird ein scharf's Examen mit Euch anstellen.

Rathgeber. Lieber Gott, was kann er fragen, worauf ich nicht einen guten Rath zu geben wüßte!

Claus. Nun, da müßt Ihr in Eurem Berufe gut beschlagen seyn.

Rathgeber. Ein Narr, wie Du, kann so etwas freilich nicht begreifen. — Es ärgert mich nur, daß ich so mit Dir in Gesellschaft reisen muß, mit dieser armseligen Gelegenheit; was werden die Leute von mir denken?

Claus. Sie werden Euch für einen blinden Passagier halten, der grade nicht Weisheit genug bei sich hat, um auf eine bessere Art wegzukommen.

Rathgeber. Wir sollten wenigstens die grosse Landstrasse meiden.

Claus. Narrheit geht nie anders.

Rathgeber. Wir sind schon so vielen Prozeßionen begegnet.

Claus. Und da habt Ihr Euch doch wohl meiner nicht geschämt? — Narrheit mit Weisheit, — das ist die beste Gesellschaft.

Rathgeber. Ja für die Narren, — aber der weise Mann kömmt sehr dabei zu kurz.

Claus. Ihr dürft ja nur an mir ein Beispiel nehmen, um immer noch mehr Abscheu vor der Narrheit zu bekommen; seht, auf die Art kann ich Euch ja doch nützlich seyn. Ich bin dann eine Art von moralischer Vogelscheuche, ein Kerl, der zwar nur aus Plundern zusammengesetzt ist, der aber doch in seinem Wirkungskreise so viel leistet, als er nur kann.

Rathgeber. Du bist ein Schwätzer.

Claus. Aber kommt, es wird zu spät. — Wir müssen uns wieder auf die Beine machen. —

Rathgeber. Ich wollte, wir wären erst da.

Claus. Kömmt Zeit, kömmt der Rathgeber. — Ihr kennt ja wohl das Sprüchwort. (beide ab.)

(Herberge an der Landstrasse.)

Hans von Marlof. Anton. Simon. Peter Berner. Agnes. Anne.

Hans. So weit haben wir Euch mit Gottes Hülfe begleitet, und nun werden wir unter seinem Schutze wohl zurück reiten müssen.

Peter. Ich danke Euch für die Ehre, die Ihr mir dadurch erzeigt habt.

Hans. Daß Euer Bruder Leopold nicht zu Hause war, daß er sogar die Hochzeit seiner Schwester versäumt hat, fällt mir aus mehr als einer Ursache schwer aufs Herz. — Meine Tochter ist allein zu Hause, Herr Ritter, — ich habe böse Ahndungen.

Peter. Ahndungen muß man nicht trauen, sie hintergehen uns fast immer.

Simon. Du bist vergnügt, Schwester?

Agnes. Recht sehr, wenn ich Euch nur nicht verlassen dürfte.

Anton. Ja, das ist nicht anders im menschlichen Leben, die Zeit bringt die Abwechslungen herbei.

Hans. Ja wohl.

Simon. Die Zeit nun wohl nicht, denn genau genommen, macht ja eben die Folge dieser Abwechslungen das aus, was wir Zeit nennen.

Anton. Das ist mir zu spitzfindig.

Hans. Aber noch einmal Musik. — (zum Fenster hinaus.) Hört Ihr Spielleute! — Noch eins, der jungen Frau zu Ehren; hübsch lustig mit Trompeten und Pauken. Das Jägerlied. (Musik und Gesang hinter der Scene.)

Es ging ein Jäger wohl auf den Fang!
Trarah! trarah!
Das Wildpret sprang die Bahn entlang!
Hopsa! hopsa!

Die Büsche hinab ertönt das Horn!
Trarah, trarah!
Der Jäger er nahm ein Reh aufs Korn!
Eiah! eiah!
Das schlankste Thierchen im ganzen Wald!
Trarah! trarah!
's floh nicht, 's kam ihm entgegen bald,
Sieh da: sieh da!
Zur glücklichen Stunde ritt' ich aus,
Trarah! trarah!
Und bring ein jung Weibel mit mir nach Haus,
Hopsa! hopsa!
Das ist wohl traun die beste Jagd,
Sasa! sasa!
Feins Liebchen komm, es wird schon Nacht,
Haha! haha!

Hans. Nun lebt wohl, meine werthen Freunde. Ich habe Euch so viel Ehre angethan, als es mir in meinen alten Tagen möglich war; wenn mein Sohn wäre hier gewesen, hätte alles sollen besser eingerichtet seyn. — Aber der ist vielleicht schon lange todt und begraben. — Nun lebt wohl. — (ab.)

Simon. Adieu, liebe Schwestern: Bleibt gesund, schreibt manchmal.

Anton. Glück auf den Weg!

Anne. Lebt wohl, lieben Brüder. — (sie gehn ab, Anne folgt ihnen.)

Peter. Agnes.

Peter. Du hast kein Wort gesprochen, Agnes?

Agnes. Ich muß Euch gestehn, daß mir die Thränen so in die Augen kamen, daß ich unmöglich ein Wort sagen konnte.

Peter. Worüber weinst Du?

Agnes. Meine Brüder, — sie gehn fort, wer weiß, wenn ich sie wiedersehe.

Peter. Ah! wenn man seinen Mann recht lieb hat, muß man Brüder und Schwestern darüber vergessen können. — Nun sind wir beide allein: gieb mir einen Kuß, Agnes. (er küßt sie.)

Agnes. Aber, ich bitte Euch, wenn wir weiter reisen, so jagt nicht so mit Eurem Pferde, Ihr galoppirtet hin und zurück, das arme Thier wäre fast unter Euch zusammengesunken.

Peter. Destomehr wird es sich auf den Stall freuen. — Nur, wenn wir recht Beschwerlichkeiten überstanden haben, kömmt uns die Ruhe wie Ruhe vor. Laß das, mein Kind.

Agnes. Ihr könntet stürzen.

Peter. Ich bin schon oft gestürzt, das thut nichts.

Agnes. Ihr macht mir aber solche Angst.

Peter. Das ist gut, es ist ein Beweis Eurer Liebe.

Agnes. Wahrhaftig, da ich jetzt mit Euch allein bin, könnt' ich mich vor Euch fürchten.

Peter. Wirklich? — Nun, das ist mir lieb, so etwas hab ich gern. — Aber Du wirst Dich schon noch ganz an mich gewöhnen, Kind.

Agnes. Die Gegend hier herum ist doch recht wüste. — Die Mühle dort unten saust so schauerlich durch die Einsamkeit. — Seht, da reiten meine Brüder schon den Fels hinauf.

Peter. Meine Augen tragen nicht so weit.

Agnes. Als ich dort hinunterritt, dacht ich nicht, daß der Ort schon so nahe sei, wo wir Abschied nehmen sollten.

Peter. Schlage Dir das aus dem Sinn.

Agnes. Als ich noch nie gereist war, wünscht' ich nichts so sehnlich, als eine recht weite Reise, ich dachte mir in meiner Vorstellung immer schöne, unbeschreiblich schöne Gegenden, Burgen und Thürme mit wunderbaren Zinnen, mit Gold ausgelegte Dächer im Schein der Morgensonne funkelnd: steile Berge und weite Aussichten von oben, immer neue Menschengesichter, dunkle Wälder, und einsame verschlungene Fußpfade durch das dunkelgrüne Labyrinth mit Lerchen und Nachtigallen: — und nun ist alles so anders, und mir wird immer bänger und bänger, je mehr ich mich von der gewohnten Heimath entferne.

Peter. Wir treffen unterwegs noch auf merkwürdige Gegenden.

Agnes. Seht einmal, wie das Feld wüst ist dorthin, die sandigen, kahlen Hügel, über denen die dunkeln Regenwolken stehn.

Peter. Mein Schloß liegt angenehmer.

Agnes. Es regnet schon, und der Himmel wird immer finstrer.

Peter. Wir müssen wohl aufbrechen, es wird sonst zu spät. — Wo ist denn Eure Schwester?

Agnes. Ich sah sie so eben noch tiefsinnig in dem kleinen Garten sitzen.

Peter. Nun hör auf zu wimmern. — Komm, unsere Pferde sind auch abgefüttert. (sie gehn ab.)

Dritter Akt.

(Peter Berners Schloß.)

Agnes. Mechtilde, eine Alte.

Mechtilde. Ja, liebe gnädige Frau, Ihr seid nun gerade die Siebente, der ich gedient habe.

Agnes. Die Siebente?

Mechtilde. Euch fällt vielleicht dabei ein, daß das keine gute Zahl seyn soll, weil Ihr so fragt.

Agnes. Ach nein, ich dacht's daran nicht.

Mechtilde. Ihr werdets hier gut haben, denn ich kenne das Gemüth des Herrn Ritters nun schon seit lange, aber ich kann nichts als alles Gute von ihm sagen, wenn ich die Wahrheit reden soll.

Agnes. Das Schloß liegt recht hübsch.

Mechtilde. Die schönste Gegend ist hier, weit und breit umher, man hat besonders oben auf dem Dache eine sehr freie Aussicht. — Seid Ihr schon oben gewesen?

Agnes. O ja, man sieht wohl eine Meile weit alles ganz deutlich vor sich, und dann kommen die Berge, die die Wiesen beschliessen. — Aber hört einmal, der Ritter sagte mir von vielen Kostbarkeiten, habt Ihr die auch gesehn?

Mechtilde. O ja, ganze Zimmer voll, er hält die immer verschlossen. Ich muß Euch sagen, meine schöne gnädige Frau, es ist ein gar reicher Herr, ich glaube, er weiß selber nicht, wie reich er ist. Ich weiß, daß Euch alle Damen hier herum weit und breit, arm und reich, beneiden werden.

Agnes. Ich möchte wohl einmal diese Seltenheiten sehn.

Mechtilde. Es findet sich wohl eine Gelegenheit dazu.

Agnes. Ihr seid wohl schon sehr alt?

Mechtilde. Wie so?

Agnes. Ihr geht so gebückt, der Kopf zittert Euch so.

Mechtilde. Ich habe auch schon siebenzig Jahr auf dem Rücken; das will schon sehr viel sagen, wenn man das an seinem schwachen Körper ableben soll. — Ihr werdets nicht glauben wollen, aber ich war auch einmal hübsch, und die Leute sagten, ich wäre sehr schön. Ach Gott, das verschwindet alles, als wenn es nimmermehr da gewesen wäre, und es kräht kein Hahn darnach. Die ganze siebenzig Jahr sind hin, ich weiß nicht wie. — Nun, man kann nicht immer jung bleiben, es muß auch alte Leute geben, das ist mein Trost. Es wird Euch auch so gehn.

Agnes. Mir?

Mechtilde. Ja, das will das junge Blut immer nicht glauben, sie denken gewöhnlich: Ach! das bleibt beständig so wie heute! Ja heute, und morgen ist wieder ein Heute und übermorgen auch, und so nimmt ein Tag nach dem andern Abschied, und man denkt in der jugendlichen Vergeßlichkeit nicht daran, daß daraus die Zeit besteht. Eh wir es uns dann

versehn, heißt es hinter uns, seht die alte Frau, die dahin geht! Die erstenmale wollt' ichs ordentlich nicht glauben, daß das mir gälte, aber ich bin es nachher wohl inne geworden.

Agnes. Siebenzig Jahr sind aber doch eine lange Zeit.

Mechtilde. Ja, wenn man sie vor sich hat. In meiner Jugend dacht ich grade so, und wollt's Ihr wohl glauben, daß mir des Nachts noch manchmal träumt, ich wär' jung, dann ist, als wäre das Wahre, mir immer Wirkliche nur ein Traum gewesen, in dem ich mir närrischer Weise eingebildet hätte, ich wäre eine alte, krumme, bucklichte Frau. Ich habe schon oft darüber lachen müssen. — Unser Ritter will heut Mittag abreisen.

Agnes. Schon wieder abreisen?

Mechtilde. Ja, er hat immer viel Geschäfte, er ist aber noch immer aus allen Fehden und Händeln glücklich zurückgekommen. (geht ab.)

Agnes. Wie neu mir hier alles ist, ich kann mich immer noch nicht gewöhnen, und

an seine Gestalt am wenigsten. Ich weiß manchmal nicht, soll ich lachen, oder mich vor ihm fürchten. — Meine Schwester ist noch nicht aufgestanden, sie ist nicht wohl. Ihr ganzes Leben ist nur mit einem einzigen Gedanken ausgefüllt: ich kann mir nicht denken, wie es möglich ist.

Agnes. Peter Berner.

Peter. Du wirst schon gehört haben, liebe Agnes, daß ich Dich verlassen muß.

Agnes. Ja.

Peter. Es giebt kein so zänkisches, unbändiges Thier, als den Menschen, Agnes. Sie sehn nun, daß sie mich nicht überwältigen können, und doch ist es ihnen nicht möglich, Ruhe zu halten. — Aber sie sollen auch dafür gezüchtiget werden; dieselben wenigstens sollen nicht wiederkommen.

Agnes. Lieber Mann.

Peter. Sei ruhig, ich habe noch nie etwas gefürchtet. — So eben sind zwei Narren angekommen, die noch zu meinen Dienern gehören. Ich denke, sie werden Dir auch Freude machen.

BIBLIOTHECA REGIA ...

Claus. Der Rathgeber treten ein.

Peter. Ihr kommt ziemlich spät, noch grade zur rechten Zeit, um mich abreisen zu sehn.

Claus. Wir sind beide nicht gut zu Fuß, Herr Ritter, und das hat uns unterwegs ein wenig aufgehalten.

Peter. Ihr seid der sogenannte Rathgeber? — Nehmts nicht übel, wenn ich über den närrischen Titel lachen muß.

Rathgeber. Ich bin derselbe.

Claus. Unterwegs gab er immer den Rath, in jede Herberge, die sich finden ließ', einzukehren. Ich hoffe, Ihr sollt noch bis dato die Spuren davon an ihm gewahr werden.

Peter. Ihr sprecht ja gar nicht.

Rathgeber. Der Narr läßt mich nicht zu Worte kommen.

Claus. Kommt zu Worte, kommt immerhin zu Worte. Es wird sich zeigen, ob Ihr was gescheites zu Markte zu bringen wißt. — Da seid Ihr der erste Mensch auf der Welt, der da behauptet, daß ich ihn nicht zu Worte

kommen lasse. — Die Leute, die das hören, sollten wohl gar denken, ich wäre ein sehr arger Schwätzer.

Rathgeber. Herr Ritter, Ihr seht, er kann nicht schweigen. — Wenn ich Euch manchmal mit meinem Rath dienen kann. —

Peter. Wenn er nur gut ist.

Rathgeber. Es schickt sich nicht, daß ich ihn herausstreiche, denn jede Waare sollte sich eigentlich selber loben; aber fragt nur den Narren.

Claus. Sein Rath ist immer überaus schön gewesen, und das Beste ist, er giebt immer zu gleicher Zeit mehrere Sorten aus, so daß, wenn man den einen nicht befolgen will, man immer noch zum zweiten seine Zuflucht nehmen kann, der dem ersten gewöhnlich gerade zu entgegen steht.

Peter. Nun wohl, ich ziehe jetzt ins Feld, mein Feind ist stärker als ich, soll ich ihn angreifen?

Rathgeber. Wartet einen Augenblick. — Wenn Ihr ihn zu bezwingen gedenkt, so rathe ich Euch selbst, ihn anzugreifen.

Peter. Meint Ihr, daß das gut sey?

Rathgeber. Ich habe es wenigstens nie leiden können, daß man mich angriff.

Peter. Aber wenn ich nun geschlagen werde?

Claus. (leise zum Rathgeber) Nehmt um's Himmelswillen Euren ganzen Verstand zusammen, sonst ist es um unsere Versorgung geschehn.

Rathgeber. Wenn Ihr geschlagen werdet? — Ja, da seid Ihr denn wahrhaftig in einer übeln Lage!

Peter. Was ist aber dabei zu thun?

Rathgeber. Wenn man das Ding von allen Seiten überlegt, so wird es noch immer das Beste seyn, Euch alsdann zurück zu ziehn.

Peter. Wenn mir aber der Rückzug abgeschnitten wird?

Rathgeber. Dann — haltet, — dann — das ist ein schwieriger Fall. — (er geht auf und ab) dann — nun hab' ichs! — dann — einen Augenblick Geduld! Das ist mir in meiner Praxis noch nicht vorgekommen, — hm! hm! — Aber wie kommt Ihr denn auf so

närrische Ideen? — Das nenn' ich einen auf den Zahn fühlen.

Peter. Nun?

Rathgeber. Gleich! gleich! — Könntet Ihr denn nicht entwischen?

Peter. Wenn mir der Rückzug abgeschnitten ist, unmöglich.

Rathgeber. Ja, da mag Euch der Henker Rath geben! ich glaube, — ich könnte eine Woche hintereinander denken, und brächte nichts kluges heraus. — Ein Narr kann in einem Tage, — Ihr kennt wohl das Sprüchwort?

Claus. Um Gotteswillen, Herr, thut ihm nichts, Ihr seht ja, wie er sich angreift.

Peter. Wenn ich Dich nun zum Fenster hinaus aufhängen liesse? — Ich habe jetzt nur keine Zeit, sonst würde ich Dich wenigstens noch eine weile ängstigen.

Claus. Ach, er ist schon geängstigt genug, seht nur, wie ihm der Schweiß auf der Stirne steht. — Ich sagt's Euch wohl, Rathgeber, daß Ihr einen harten Stand haben würdet. — Er hat bis jetzt nur Rath gegeben, so

nach seiner Bequemlichkeit, es ist ihm etwas Neues, daß er nun so in's Grosse gehn soll, und da fehlt dem Manne freilich die Uebung.

Rathgeber. Jetzt fällt mir was ein: — Ihr könnt dann wenigstens in die Zeitungen setzen lassen: Ihr hattet den Feind eingeschlossen, und man würde nächstens mehr davon hören.

Peter. Nun, geht nur, ich sehe schon wozu Ihr zu brauchen seid. Der Scharfsinnigste seid Ihr eben nicht, aber sonst ein ganz guter Mann. Geht, laßt Euch beide zu essen geben, der Rath griff Euch tüchtig an.

Claus. Er wird überhaupt wohl bald müssen auf Pension gesetzt werden, und dann krieg' ich vielleicht seine Stelle.

Rathgeber. Du? — Wenn hast Du denn schon einen Rath gegeben?

Claus. Nun, ich muß es von Euch lernen, Ihr müßt mir Stunden geben. — So lange Ihr noch in der Welt seid, verzweifle ich an nichts.

Rathgeber. Damit werd' ich mich nicht einlassen.

Claus. Kommt nur, wir wollen jetzt erst zusammen speisen. (beide ab.)

Peter. Ha ha ha, ein paar herrliche Narren, besonders der Alte. — Und dabei hat er sich für seine Narrheit einen andern vernünftigen Titel ausgedacht; er spielt den Geschäftsmann, um in einer gewissen Würde zu bleiben. — Wie gefallen sie Dir?

Agnes. So ziemlich, ich habe bei ihnen an die Puppen meiner Kindheit zurückgedacht.

Peter. Ach Kind, am Ende sind wir alle nichts weiter. Das Leben von uns allen ist am Ende nur ein albernes Puppenspiel, wir selbst sind nur getäuscht, aber keiner von den Zuschauern. — Nun, es muß wohl so seyn und darum ist es auch gut so. — Agnes, ich will Dir während meiner Abwesenheit alle meine Schlüssel in Verwahrung geben. — Hier. — Ich denke in einigen Tagen zurückzukommen; Du magst Dir die Zwischenzeit damit verkürzen, daß Du die Gemächer besiehst, in die ich Dich noch nicht geführt habe. Sechs Zimmer stehn Dir gänzlich offen, aber das siebente, das dieser goldene Schlüssel

öffnet, bleibt Dir verschlossen. — Hast Du mich verstanden?

Agnes. Vollkommen.

Peter. Agnes, laß Dich nicht gelüsten, das siebente Zimmer zu öffnen.

Agnes. Gewiß nicht.

Peter. Ich könnte den Schlüssel mit mir nehmen, und es wäre Dir unmöglich; aber ich will Dir trauen, Du wirst nicht so thöricht seyn. — Nun, lebe wohl.

Agnes. Lebe wohl.

Peter. Wenn ich wiederkomme, und Du bist in dem verbotnen Zimmer gewesen —

Agnes. Erhitze Dich doch nicht so umsonst, ich will nicht hineingehen, und damit gut.

Peter. Ob es gut ist, zeigt sich erst, wenn ich zurückkomme. — (ab.)

Agnes. Nun steht es endlich in meiner Gewalt, die längstgewünschten Kostbarkeiten zu betrachten. — Lächerlich, daß wenn uns sechs grosse Zimmer mit ihren Kleinodien offen stehn, wir noch nach dem siebenten sollten lüstern seyn. Das wäre ja eine mehr als kindische Neugier. — Wie er über alles wild

wird. — Ich möchte ihn nicht vor mir sehn, wenn ich einmal etwas gegen seinen Willen gethan haben sollte.

Agnes. Anne.

Agnes. Nun, wie gehts Dir Schwester? ist Dir besser?

Anne. Etwas.

Agnes. Ich habe jetzt die Schlüssel zu den Zimmern, der Ritter ist abgereist.

Anne. So?

Agnes. In eins dürfen wir nicht hinein, — in das siebente kann ich Dich unmöglich hinein lassen, Anne.

Anne. Mir gleich.

Agnes. Er hat es sehr strenge verboten.

Anne. Ich bin nicht lüstern darnach.

Agnes. Freust Du Dich denn aber gar nicht?

Anne. Worüber denn?

Agnes. Daß ich die Schlüssel habe.

Anne. Wenn Du Dich darüber freust, — o ja.

Agnes (am Fenster.) Da reitet er fort mit seinem Gefolge. — (sie öffnet das Fenster.) Viel

Glück! — Kehre bald wieder heim. (Trommeln von aussen)

Anne. Wie munter sie fortziehn, gebe der Himmel nur, daß sie eben so fröhlich wiederkommen.

Agnes. Sollten sie nicht?

Anne. Der Anfang von allen Dingen ist frisch, die Sorgfalt sitzt daneben, und bewacht jeden Schritt, jeden Strich; aber bald fallen ihr die Augen zu, immer müder und müder gegen das Ende, der Glanz ist von den neuen Kleidern abgetragen, und die Menschen fangen dann aus Ueberdruß etwas Neues an, ehe sie noch das Alte geendigt haben. So kommen sie auch vielleicht mit verdrüßlichen Gesichtern zurück, denn das ist so der gewöhnliche Gang des menschlichen Schicksals.

Agnes. Du machst mir bange, Schwester.

Anne. Es sind nur meine Gedanken, indessen ist es gut, wenn sich der Mensch auf alles gefaßt hält. — Ich bin überhaupt mehr als andre zur Schwermuth geneigt, laß Dich das nicht anfechten.

Agnes. Sieh, was kömmt da für ein Zug vor unserm Fenster vorbei?

Anne. Es ist eine Bauernhochzeit!

Agnes. Wie die Leute fröhlich sind! — Sie grüssen, — guten Tag, lieben Leute — sieh, der ganze Wall ist voll. Sie wollen ein Lied anstimmen.

(Lied von aussen.)

Wohl dem, der nach traurigen Stunden
Das Liebchen hat endlich gefunden.
Dann klingt der Schall
Der Nachtigall
Noch fröhlicher ihm durch Busch und Thal.

Chor.

Durch Busch und Thal
Singt noch einmal
So lieblich und lockend die Nachtigall.

Glück auf! denn es ist ihr gelungen
Sie hält ihn mit Zagen umschlungen:
Sei froh und nicht bang,
Der Hochzeitsklang
Begleitet dich munter dein Leben entlang.

Chor.

Durch Büsche drang
Der frohe Klang.
Das schönste Lied ist der Hochzeitsgesang.

(Die Musik hat sich indeß nach und nach entfernt.)

Agnes. Du weinst, Schwester?

Anne. Die Musik —

Agnes. Sie ist ja so lustig.

Anne. Für mich nicht.

Agnes. Du wirst aber auch Deines Lebens niemals froh.

Anne. Ach! als er noch unter meinem Fenster Lieder auf seiner Laute spielte, und ein fernes leises Echo seine süßen Töne nachsprach. Wie dann der Mond herunterschien, und ich nichts sah, nichts hörte, als seinen Gesang, der durch die einsame Nacht, wie ein Bach von Wohlaut rieselte, o Schwester, ich kann es nicht vergessen.

Agnes. So lieb war er Dir?

Anne. Lieber, als ich es Dir sagen kann, lieber, als es die schönste Musik auszusprechen vermag. Seine Gegenwart fiel in meine

Seele, wie wenn der rothe Morgenschimmer sich durchsichtig hell über die Erde ausspannt, und hundert Lerchen von oben herunter ihre Freude verkündigen. — O verzeih mir, Schwester.

Agnes. Komm, zerstreue Dich. — Hier sind ja die Schlüssel, sei wieder fröhlich. —

Anne. Gutes Kind.

Agnes. Wir wollen die Alte rufen, sie soll mit uns gehn.

Anne. Wie Du willst. Aber sie ist mir zuwider, ich weiß selbst nicht, warum.

Agnes. Sie ist schon sehr alt.

Anne. Und ihre Sprache, — nun komm, sie kann am Ende nichts dafür. — (sie gehn ab.)

(Vorsaal auf Marlof.)

Gelag von trunkenen Knechten, viele schlafen, andere sind noch halb wach; **Caspar** ist noch der munterste; **Leopold von Friedheim** sitzt oben am Tisch und spielt.

Leopold.

Traun, Brüder, wer den Wein erfand
Entdeckte wohl das schönste Land!

Schöner als Gold und Edelstein
Funkelt im Becher der goldne Wein;
Seht hinein!
Wie winkt Euch lockend der labende Schein!

Chor.

Schöner als Edelstein.
Funkelt der süße Wein.

Caspar. Daß heiß ich Wein! — solchen Wein — ich habe schon viel Wein getrunken, aber solchen Wein — wenn von Wein die Rede ist, — als was Wein bedeutet — seht —

Leopold. Ich verstehe schon, was Ihr sagen wollt. Trinkt nur immer zu, er ist Euch gerne gegönnt.

Caspar. Nun, wenn Ihr so meint.

Leopold.

Der Becher geht rund
Von Mund zu Mund
Und macht den Kränksten ganz frisch und gesund.

Chor.

Von Mund zu Mund
Wird ein Kranker gesund.

Caspar. Ich kann kaum noch die Augen offen halten, — und die Beine liegen schon seit einer halben Stunde stokstill unter dem Tische.

Leopold. (steht auf, und singt im Hintergrunde.)

Wer klopft an die Thür?
Ich Liebste bin hier. —
Wo ist Dein Gemach?
Erkennst Du mein Ach? —
Auf! liebst Du mich kühn,
So laß uns entfliehn;
Schnell schwindet die Zeit
Und Zögern gereut.
Die Stunde vergeht
Dann ist es zu spät.

Brigitte erscheint oben auf den Stufen ihres Gemachs.

Brigitte. Leopold!

Leopold. Liebste Brigitte!

Brigitte. Ich habe Euch schon lange an Eurer Stimme erkannt. — Was wollt Ihr hier?

Leopold. Ihr könnt noch fragen? — Folgt mir, wenn Ihr mich liebt. — Seht, sie schlafen alle, der Tag fängt schon an zu grauen, ich muß fort, Euer Vater kehrt zurück, dort auf dem Tisch liegen die Schlüssel der Burg.

Brigitte. Ich sollte meinen alten Vater verlassen?

Leopold. Er soll nachher unsre Ehe segnen, aber erst müssen wir in Sicherheit sein. Ihr wißt Ja, er ist gegen unsre Liebe.

Brigitte. Aber bedenkt nur.

Leopold. Lebt wohl. Ich sehe Ihr liebt mich nicht, nun gut, so seht Ihr mich nicht wieder.

Brigitte. Leopold! — ich komme ja schon. (sie steigt herunter.)

Leopold. O Brigitte! (er umarmt sie.) Ich bin wie im Traum.

Brigitte. Ich auch, — ich weiß nichts von mir, nach so langer Zeit seh ich Euch endlich wieder. —

Leopold. Kommt, eh die Zeit vergeht. — (sie nehmen die Schlüssel und gehn fort, bald darauf hört man den Thürmer blasen.

Caspar. (taumelt auf.) Was war das? — War das nicht der Thürmer? — Aber ich glaube, es hat mir nur geträumt. — Was sagt Ihr, Spielmann? — Nicht wahr? — Nun, das ist auch meine Meinung. — (er legt sich wieder zum schlafen hin, es bläst von neuem.)

Caspar. Nein, das ist kein Traum, — so lebhaft hat mir noch zeitlebens nichts geträumt. — Darnach muß ich sehn. — Wenn nur die Beine, — wie? wer ist das?

Hans von **Marlof** tritt hinein.

Hans. Gott im Himmel! was ist denn das? die Thore der Burg, alle Thüren sind offen! — Und hier, wie sieht es hier aus. — Caspar!

Caspar. Ja, Herr!

Hans. Liegst Du auch unter dem tollen Haufen?

Caspar. Ja, Herr!

Hans. Caspar, ich bitte Dich — mach mich nicht toll, mir schwindelt schon der alte Kopf — steh auf! ich bitte Dich.

Caspar. Herr, das wird so geschwinde nicht gehn. (Er richtet sich mühsam auf.)

Hans. Laß mich nicht das Aergste fürchten, — Caspar, — meine Tochter —

Caspar. Ich habe immer ein Auge auf sie gehabt.

Hans. Aber wie kommt Ihr denn dazu —

Caspar. Herr, da war ein Spielmann hier, und der hatte einen so köstlichen Wein bei sich, — und da weiß ich nicht, wie es kam, — aber kurz und gut —

Hans. Es mag für diesmal gut seyn, aber ich muß nach meiner Tochter sehn. — (geht ab.)

Caspar. Wo ist denn der Spielmann geblieben? — Ermuntert Euch Kerls, sag' ich, steht auf. — (Die Knechte erheben sich nach und nach.) Der Spielmann, — Caspar, Caspar, mir fängt an der Verstand wieder zu kommen, und ich merke Unrath; — ach! der arme Herr, wenn es wahr seyn sollte!

Hans stürzt ausser sich hinein.

Hans. Du Schurke! — Du schlechter Kerl! — Liebst Du Deinen Herrn so? — O meine Tochter —

Caspar. Herr, — mäßigt Euch, Herr —

Hans. Nein, ich will jetzt vor Zorn und Gram sterben, — ich will mich nicht mäßigen, damit ich nur das Unglück, die Schande nicht überlebe, — meine Tochter, sie ist fort!

Caspar. Nimmermehr!

Hans. Muß mir das begegnen? Der ich mein Kind so liebte? — Schaff' mir sie wieder, Caspar! — fort, geh mir aus den Augen, Du Niederträchtiger!

Caspar. Herr! so habt Ihr mich noch nie gescholten, — aber ich verdiene, ganz und gar verdien' ich das — O ich Dummkopf! (er kniet nieder) O vergebt mir, mein Herr, faßt Euch wieder — ach nein! Ihr könnt mir nicht vergeben.

Hans. Caspar! ist das Deine Vernunft? Sind das Deine Grundsätze, von denen Du so viel sprechen konntest? — Wenn nur meine Brigitte da wäre! — Und wie konnte sich mein Kind so vergessen? — Mit dem Spielmann, mit einem Nichtswürdigen ist sie fortgelaufen?

Caspar. Es muß so seyn, Herr, denn ich sehe ihn nirgends. — Ach Gott! wie wird

mir, da nun mein Verstand wiederkommt! Ich schäme mich vor Euch und vor mir, — ich möchte in Verzweiflung fallen — daß ich an dem Unglück Schuld bin! O ich möchte mit dem Kopfe gegen die Mauer laufen! Und meinem lieben, guten alten Herrn!

Hans. Mäßige Dich, Caspar, fasse Deine Vernunft zusammen. Bleib bei Dir.

Caspar. Giebt es denn keinen Trost, keine Hülfe?

Hans. Ach nein! nein! — o das wird mich noch wahnsinnig machen. — Es ist zu viel, zu viel, Caspar, wenn ich von neuem daran denke. — Es ist mein Tod, ich fühls.

Caspar. Lieber gnädiger Herr, bedenkt Euer Alter.

Hans. Ich mag nichts bedenken, Du hast keine Tochter verlohren, Du hast gut sprechen. Und Du bist Schuld daran! einzig Du?

Caspar. Soll ich ins Wasser laufen? — Soll ich vom Thurm herunterspringen? — Soll ich nackt in die Winternacht hinaus-laufen? Befehlt doch nur, wie ich mich ab-strafen soll, und ich wills ja von Herzen gerne

thun, nur daß ich wieder Ruhe habe, daß ich Eure Vorwürfe nicht mehr höre.

Hans. Caspar! Caspar! ich merks, wir werden uns beide toll machen. — Meine Tochter, meine Brigitte hätte vorsichtiger seyn sollen, — Du bist nicht so viel Schuld, — komm — laß uns beide unsre Vernunft zusammenfassen, — aus dem Rasen kann doch nichts herauskommen — fasse Dich nur, Caspar, und steh mir bei.

Caspar. Von Herzen gern, mein lieber gnädiger Herr. Ach! wenn Ihr nur wieder gut seid!

Hans. Komm, wir wollen uns gleich zu Pferde setzen, wir müssen sie wieder finden, wir wollen eher kein Auge zuthun.

Caspar. Aber Euer Alter, Eure Schwachheit —

Hans. Es kömmt ja hier auf meine Tochter an, Caspar!

Caspar. Nun, wie Ihr wollt. — Aber Ihr haltet mich doch auch für keinen Schurken mehr? — Ach, gnädiger Herr, das hat meinem Herzen weh gethan, — ein Dummkopf bin ich wohl, ein ausgemachter Dummkopf, — aber doch kein Schurke.

Hans. Vergiß es Caspar; vergiß es, ich wußte grade nicht, was ich sagte. — Du hast mir dreißig Jahre redlich gedient, da kann man wohl einen Fehler mit eindienen. — Komm, komm, aus der Burg mag indeß werden was da will; wenn ich sie nicht wiederfinde, komm ich so nicht zurück. (beide ab.)

(Berners Schloß.)

Agnes. Anne. Mechtilde. (Knechte die das Abendmahl abräumen.)

Agnes. Ich bin von allen den herrlichen Sachen, die ich heut gesehn habe, ganz schwindlicht. — Jetzt ist mir, als hätte mir das nur geträumt.

Anne. Die Sinne ermüden am Ende, und selbst das Mannigfaltigste wird einförmig.

Agnes. Die Mutter Mechtilde ist schon ganz schläfrig.

Mechtilde. Ja, Kinder, ich gehe gewöhnlich um die Zeit zu Bette, und da meldet sich denn der Schlaf bei mir ganz von selbst.

Agnes. Geht immer zu Bette, ich bleibe noch ein wenig auf. Der Mond scheint so hell, und da geh ich dann nachher noch etwas auf den Altan hinaus, um frische Luft zu schöpfen.

Mechtilde. Nehmt Euch vor den Fledermäusen in Acht, sie pflegen um diese Jahreszeit umherzuschwärmen.

Agnes. Es ist uns doch nicht einmal eingefallen, das siebente Zimmer zu besehen, und der Ritter war so besorgt — am Ende ist auch gar nicht einmal etwas merkwürdiges darinn.

Mechtilde. Das ist wohl möglich.

Agnes. Wie? Ihr seid auch niemals hineingekommen?

Mechtilde. Niemals.

Agnes. Das ist doch wunderbar. — Wollt Ihr jetzt, Mutter, die Schlüssel zu Euch nehmen? wir brauchen sie doch nicht mehr.

Mechtilde. Recht gern.

Agnes. Die Männer haben, wie ich sehe, eben so gerne Geheimnisse, als die Frauenzimmer.

Mechtilde. Noch lieber, sie wollen es nur nicht zugeben.

Agnes. Gebt mir doch die Schlüssel wieder zurück.

Mechtilde. Hier sind sie.

Agnes. Der Ritter möchte ungehalten werden, da er sie doch in meine eignen Hände überliefert hat.

Anne. Nun, gute Nacht, ich gehe zu Bette.

Mechtilde. Gute Nacht. — (beide gehn ab.)

Agnes. Welche herrliche Nacht! — Man spricht so viel von der Neugier der Frauenzimmer, und jetzt stünde es doch nur bloß in meiner Gewalt, in das verbotne Zimmer hineinzugehn. — Ich habe mir zum Theil die Schlüssel wiedergeben lassen, weil sonst mein Mann hätte denken können, ich traue mir nicht Stärke genug zu. — Wenn ich der Versuchung nachgäbe, so erführe kein Mensch, daß ich in dem Zimmer gewesen wäre, und das wäre doch das einzige Unglück das daraus entstehen könnte, meine Schwester die Sittenpredigerin schläft jetzt, — ich wollte, ich hätte dem alten häßlichen Weibe die Schlüssel gelassen: — Am Ende ist das Ganze nur darauf angesehn, daß mein Mann

mich auf die Probe stellen will, und ich will mich gewiß nicht so leicht fangen lassen. — Die Alte ist selbst noch nicht einmal in dem Zimmer gewesen, der Ritter muß doch also etwas Besonderes dabei haben. — Ich will nicht weiter daran denken. — (sie tritt ans Fenster) Wenn ich nur wüßte, warum er es mir verboten hat? — Der Schlüssel ist golden, die übrigen sind es nicht: es ist gewiß das kostbarste Gemach von allen, und er will mich nächstens einmal damit überraschen. — Es war eine rechte Narrheit von ihm, daß ich es jetzt nicht gleich sehen sollte. Mir ist überhaupt nichts so verhaßt, als wenn ein Mensch dem andern eine heimliche Freude machen will, der andere kann sich in der Ueberraschung niemals freuen, besonders wenn er die einfältigen Anstalten vorher schon gewahr wird. — Agnes! Agnes! hüte dich; das, was dich jetzt peinigt, ist am Ende die berüchtigte weibliche Neugier. — Und warum sollte ich nicht ein Weib seyn dürfen, so gut wie andre? — Die bloße Neugier ist noch keine Sünde. — Ich möchte den Menschen sehn, der an mei-

ner Stelle nicht neugierig wäre. — Meine Schwester würde eben so seyn, wie ich, wenn sie nicht ihre Liebe unaufhörlich im Kopfe hätte, wenn sie aber darauf fiele, daß ihr Reinhold in dem Zimmer stecken könne, so würde sie mich auf den Knien um den Schlüssel bitten. — Die Menschen sind immer nur billig gegen ihre eignen Schwachheiten. — Und es ist am Ende nicht einmal eine Schwachheit von mir, in dem Zimmer kann ein Geheimniß verborgen liegen, von dem mein Glück abhängt: ich ahnde fast so etwas: — und ich will nur so eben hineinsehn, — wovon soll er denn nachher wissen, daß ich darin gewesen bin? — Es muß doch irgend einen Grund haben, warum er es mir so strenge verboten hat, und den Grund hätte er mir sagen sollen, so wäre meine Folgsamkeit ein vernünftiger Gehorsam, aber so handle ich nur aus einer blinden Unterwürfigkeit; eine Art zu leben, wogegen sich mein ganzes Herz empört. — Ei! bin ich nicht eine Närrin, daß ich so viel überlege? Am Ende ist es eine Narrheit, und gar nicht der Mühe werth. —

(sie nimmt den Schlüssel.) Nun, warum geh ich denn nicht? — Wenn er aber zurückkäme, indem ich in dem Gemach stecke? — Es ist Nacht, und ehe er die Treppen heraufkäme, wäre ich schon längst in meinem Zimmer; in einigen Tagen will er ja auch erst wiederkommen. — Er hätte seinen Schlüssel für sich behalten können, wenn ich nicht hinein sollte. — (sie geht ab mit einem Lichte.)

Claus. Der Rathgeber.

Claus. Nun, wie gefällt es Euch hier?

Rathgeber. Ich weiß noch nicht, ich habe bis jetzt geschlafen, so müde bin ich gewesen. — Wie hell die Sterne scheinen!

Claus. Könnt Ihr in den Sternen lesen?

Rathgeber. Ich wollte daß ich es gelernt hätte. Es muß des Nachts doch noch wohl eine angenehme Beschäftigung seyn.

Claus. Man kann auch sein Schicksal daraus wissen.

Rathgeber. Je zuweilen.

Claus. Glaubt Ihr an Gespenster?

Rathgeber. O ja.

Claus. Jetzt ist grade die schauerliche Stunde.

Rathgeber. Wer jetzt umgehn will, für den ist es eben die wahre Zeit. — Darum will ich auch nur wieder zu Bette gehn.

Claus. Ich denke, Ihr habt nun ausgeschlafen.

Rathgeber. Blos der Gespenster wegen — es ist nicht gut, wenn man sich jetzt wach finden läßt.

Claus. Nun so geht. (eine Thür wird mit Gewalt zugeschlagen.)

Rathgeber. Hörst Du wohl? — (er läuft schnell ab.)

Agnes tritt bleich und zitternd herein.

Claus. Was ist Euch, gnädige Frau? —

Agnes. Nichts, nichts, — schaff mir doch ein Glas frisches Wasser. — (Claus ab.)

Agnes. (sinkt in einen Sessel.) Leb' ich noch? — Wo bin ich? — Gott im Himmel! wie schlägt mir das Herz, — bis zum Halse hinauf.

Claus. (mit Wasser.)

Agnes. Stell es nur dorthin — ich kann jetzt noch nicht trinken, — geh, geh — mir fehlt nichts, gar nichts. — Geh! (Claus ab.)

Agnes. Ich weiß nicht, wie ich wieder hieher gekommen bin, — (sie trinkt) jetzt wird mir besser. — Es ist finstre Nacht, die übrigen schlafen schon. — (sie betrachtet den Schlüssel) Hier ist ein blutiger dunkelrother Flecken, — war der schon vorher da? — Ach nein, ich ließ ihn fallen, — alles um mich her riecht noch nach Blut. — (sie wäscht mit ihrem Schnupftuche den Schlüssel) Er will nicht fort, das ist doch wunderbar. — O Neugier! verdammte schändliche Neugier! ich glaube, es giebt keine größere Sünde, als die Neugier! — O und mein Mann, wie kömmt der mir jetzt vor? — Ach, ich muß zu Bette, mein armer Kopf ist ganz wüst: — aber die Schlüssel darf ich hier nicht so liegen lassen. — Gott sei Dank, daß der Flecken fort ist. — Ach nein! ich armes Kind! auf dieser Seite ist er. Ich weiß nicht, was ich anfangen soll, ich will sehn, ob ich schlafen kann. (ab.)

Vierter Akt.

(Werners Schloß, Nacht.)

Agnes tritt mit einer Lampe auf, sie stellt sie auf einen Tisch und sezt sich darneben, dann nimmt sie den Schlüssel aus der Tasche.

Agnes. Immer will der Flecken noch nicht fort, ich habe schon den ganzen Tag gerieben, auf alle Art gewaschen, aber er bleibt. — Wenn ich so starr darauf hinblicke, so ist es, als wollte er sich verlieren, aber wenn ich die Augen nach andern Gegenständen richte, und dann zu ihm zurückkehre, so ist er immer wieder da, und wie mich dünkt, dunkler als zuvor. Ich könnte sagen, ich hätte ihn verlohren, aber das würde seinen Argwohn nur im höchsten Grade reitzen — vielleicht fordert er mir den Schlüssel nicht gleich ab, — vielleicht bemerkt ers auch nicht;

— wenn ich ihn ihm gebe, will ich ihm die reine Seite hinreichen; wird er wohl darauf fallen, ihn so genau zu betrachten? — Es kann ja auch seyn, daß der Flecken ausgeht, noch ehe er zurückkömmt. — Ach! wenn mir der gütige Himmel doch so gnädig seyn wollte.

Anne tritt ein.

Anne. Was ist Dir, liebe Schwester?

Agnes. Und wenn es nun nicht geschieht? — Es fehlt nicht viel, so bilde ich mir ein, der Schlüssel weiß um alles, und will zu meinem Unglücke nicht wieder rein werden.

Anne. Schwester!

Agnes (die schnell den Schlüssel verbirgt.) Dacht ich nicht —

Anne. Wie hast Du Dich seit vorgestern verändert, Agnes! — Sprich doch zu mir, Deiner Schwester, die Dich so ausserordentlich liebt, Du bist in einer Fieberhitze — wie Du glühst! — Sage doch, fehlt Dir etwas?

Agnes. Nein, Schwester, komm, wir wollen wieder zu Bette gehn.

Anne. Nein, es ist etwas mit Dir vorgegangen, das wirst Du mir nicht ausreden.

— Warum willst Du mir aber nicht trauen? Hab' ich Dich schon je hintergangen? Hast Du mich schon sonst einmal heimtückisch und ohne schwesterliche Liebe gefunden?

Agnes (weinend.) Niemals, niemals, Du bist immer so gut, — o viel, viel besser, als ich.

Anne. Nein, das nicht, ach! Du hast oft von meinen Launen leiden müssen; vergieb mir das. — Kannst Du?

Agnes. Wie Du sprichst!

Anne. Ich habe Dich nun seit vorgestern beobachtet, — Du sprichst nicht, Du schleichst am Tage umher und verbirgst Dich in einem Winkel, — des Nachts schläfst Du nicht, sondern seufzest so schwer — theile mir Deinen Kummer mit; wenn ich Dich auch nicht trösten kann, so kann ich doch vielleicht mit Dir Deine Leiden tragen.

Agnes. Nun, so höre, — aber Du wirst auf mich schelten —

Anne. Nur, wenn Du kein Zutrauen zu mir hast.

Agnes. Du hättest es auch vielleicht gethan. — Du weißt, daß ich von Jugend

auf gern etwas Neues sah und hörte, — diese unselige Sucht macht mich jezt unglücklich, kostet mich gewiß mein Leben.

Anne. Du erschreckst mich.

Agnes. Ich habe es nicht unterlassen können, gestern in der Nacht in das Zimmer zu gehn, das mir der Ritter zu sehn verboten hatte.

Anne. Und?

Agnes. O wär' ich doch zurückgeblieben! Warum ist der menschliche Geist so eingerichtet, daß ein solches Verbot nur seinen Vorwitz schärft? — Ich weiß nicht, wie ich Dir alle Umstände erzählen soll, denn so oft ich nur daran denke, überläuft mich immer noch ein kalter Schauer. — Ich schloß behutsam auf, und hatte ein Licht in der Hand, ich nahm mir vor, nur ein wenig hineinzusehn, und dann sogleich wieder umzukehren, — als ich also die Thür aufmachte, sah' ich nichts als ein leeres Gemach, im Hintergrunde einen grünen Vorhang, wie vor einem Alkoven, oder einem Schlafzimmer. — Ich konnte unmöglich wieder umkehren, der Vorhang sah so geheimnißvoll aus, es war mir,

als wenn er sich bewegte, es war von dem Zugwinde, durch die offen gelassene Thür Im Gemach war ein drückender seltsamer Dunst. — Um recht vorsichtig zu seyn, zog ich den Schlüssel ab, mit Schauern trat ich hinein, und ich hatte eine heimliche Furcht, daß die Thür hinter mir zufallen könnte. — Nun näherte ich mich dem Vorhange, das Herz klopfte mir, ich kann Dich versichern, nicht mehr aus Neugier. Ich schlug ihn mit der Hand zurück, und sah immer noch nichts, denn das Licht warf nur einen schwachen unbedeutenden Schein hinein. — Ich trat also hinter den Vorhang, — und nun, Schwester, denke, fühle mein Entsetzen, — an den Wänden standen fünf Knochengerippe umher, — Blut färbte die Wände, Blut lag auf dem Boden, — ich hörte einen lauten Aufschrei im Fenster klingen, ich war es gewiß, die so schrie, der Schlüssel fiel mir aus der Hand, ich war betäubt, es klang, als wenn das Schloß zusammen fiele, — über den Gerippen standen Zettel, mit dem Namen der Geschlachteten, und an welchem

Tage sie für ihre Neugier bestraft worden sind, — oder ob ich mir das nur nachher eingebildet habe, denn ich weiß nicht wie ich zurückgekommen bin. — Auch die Letzte haben sie dort ermordet, und in der Eil wahrscheinlich begraben. — O mit welchen Bildern ist seitdem meine Phantasie angefüllt! Ich hatte den Schlüssel aufgenommen, er war in Blut gefallen, — nun war ich in der größten Angst, die Thür möchte sich zugeschlossen haben. Ich stürzte gegen den Vorhang mit einer Gewalt, als wenn ich einen Riesen hätte umwerfen wollen, und nun stand ich wieder in dem leeren Gemach. — O denke Dir, Schwester, wenn ich die Nacht über in der Behausung hätte bleiben müssen! — Nun hätte der Mond in das Gemach des Jammers hineingeschienen, die Gerippe hätten sich vielleicht bewegt, oder ich hätte mir es wenigstens eingebildet — ich wäre mit dem Kopf gegen die Mauer gelaufen, ich hätte meine wüthenden Arme in die Knochengebäude verwickelt, — ich hätte mich mit dem Tode und Entsetzen wild herumgetummelt, — denke Dir, denke Dir nur Schwe-

ster, o über solche Vorstellungen kann man wahnsinnig werden.

Anne. Fasse Dich, Agnes, ich halte Dich ja hier in meinen Armen.

Agnes. Was macht das? — Die Entsetzlichkeit ist doch nicht weit von uns, Du darfst nur zu jener Thür hinaustreten, so liegt die andre vor Dir, — o Schwester! was ist dies für ein Schloß.

Anne. Kind, wir müssen fort, unsere Brüder müssen uns schützen. — Wenn nur die Alte nicht wäre.

Agnes. Sie hilft uns vielleicht.

Anne. Armes Kind! Sie ist gewiß mit dem Bösewichte einverstanden.

Agnes. Gott, und sie ist so alt!

Anne. Unglückliche Schwester! —

Agnes. Aber er kömmt vielleicht nicht wieder, Du machtest mich vorgestern noch mit diesem Gedanken traurig, — o jetzt ist er fast mein einziger Trost. —

Anne. Und wenn er nun zurückkömmt. —

Agnes. Ach Schwester, ich glaube, ich bin verlohren! — Und die Alte sollte um al-

les wissen! Wie müßte ihr dabei zu Muthe seyn, — ach! aber sie hat ein entsetzliches Wesen. — Wenn sie nun an alles denkt, wenn ihr die Blutkammer nun immer gegenwärtig ist, wie kann sie essen, trinken und schlafen, und er, — er, — sage mir, wie kann ein solches Ungeheuer aus dem Menschen werden! — Es ist alles wie ein fremdes Mährchen, wenn ich es aus der Ferne ansehe, — und dann, — daß ich im Mittelpunkte dieses entsetzlichen Gemähldes stehe! —

Anne. Fasse dich nur, damit wenigstens die Rettung noch möglich ist, damit nur dein Verstand nicht leidet.

Agnes. Er hat vielleicht schon gelitten. — Ach, Anne, es wäre schrecklich, wenn ich mir nur einbildete, daß Du mich so schwesterlich tröstetest, wenn die Alte mir so wie Du gegenübersäße — (sie greift sie an) Aber Du bist es, nicht wahr?

Anne. Agnes! Agnes! thue dir selbst Gewalt an, laß den Wahnsinn fahren.

Agnes. Nein, Du bist es selbst. — Sieh, diesen verrätherischen Schlüssel, Tag

und Nacht habe ich daran gearbeitet, diesen schrecklichen Flecken zu vertilgen, aber alles ist umsonst.

Anne. Erhitze dich nicht noch mehr, sei gelassen.

Mechtilde kömmt mit einer Laterne.

Anne. Seid Ihr auch schon so früh auf?

Mechtilde. Ja, ich bin schon das ganze Haus durchkrochen, denn ich habe eine Ahndung, daß unser Herr heut wiederkommt.

Agnes. Der Herr?

Mechtilde. Erschreckt Ihr doch ordentlich vor Freuden. — Aber wie kommt Ihr beide schon so früh aus den Federn?

Anne. Meine Schwester ist nicht wohl —

Mechtilde. Nicht wohl? Ihr seid auch ganz blaß; ey, das wird dem Ritter nicht lieb seyn. — Ich will mich zu Euch setzen, denn mit dem Schlafen ist es jetzt doch vorbei: wenn es einmal so früh geworden ist, schläft man nicht leicht wieder ein.

Agnes. Setzt Euch. —

Mechtilde. Wir wollen uns Mährchen zur Kurzweil erzählen, das hält die Augen

hübsch offen, besonders wenn sie etwas fürchterlich sind.

Anne. Ich weiß keine, erzählt Ihr uns etwas.

Mechtilde. Seht, da geht der liebe Mond schon unter, nun wird der Himmel recht schwarz und finster. — Eure Lampe geht ja auch aus, ich will meine Laterne auf den Tisch stellen. — Ich weiß auch nicht viel, und Erzählen ist sonst nicht meine Sache. — Seht, es wohnte einmal ein Förster in einem dicken, dicken Wald; der Wald war so dick, daß der Sonnenschein nur immer in kleinen Stückchen herunterfallen konnte; wenn das Jagdhorn geblasen ward, so klang das fürchterlich. In der dichtesten Gegend des Forstes lag nun grade das Haus des Jägers. — Die Kinder wuchsen in der Wildniß auf, und sahen gar keine Leute, als ihren Vater, denn die Mutter war schon seit lange gestorben.

Um eine gewisse Jahrszeit trafs sich's immer, daß der Vater sich den ganzen Tag im Hause eingeschlossen hielt, und dann hörten die Kinder ein seltsames Rumoren um das

Haus herum, ein Winseln und Jauchzen, in Summa: ein Gelärm, wie vom leibhaftigen Satanas. Man brachte dann die Zeit in der Hütte mit Singen und Beten zu, und der Vater warnte die Kinder, ja nicht hinauszugehn.

Es traf sich aber, daß er auf eine Woche, in die der Tag grade fiel, verreisen mußte. Er gab die strengsten Befehle, aber das Mädchen, theils aus Neugier, theils weil sie den Tag aus Unachtsamkeit vergessen hatte, geht aus der Hütte heraus. — Nicht weit vom Hause lag ein grauer stillstehender See, um den uralte verwitterte Weiden standen. Das Mädchen setzte sich an den See, und indem sie hineinsieht, ist es ihr, als wenn ihr fremde bärtige Gesichter entgegensehn; da fangen die Bäume an zu rauschen, da ist es, als wenn es in der Ferne geht, da kocht das Wasser und wird schwarz und immer schwärzer; — mit einemmale ist es, als wenn so Frösche darin umherhüpfen, und drei blutige, ganz blutige Hände tauchen sich hervor und weisen mit dem rothen Zeigefinger nach dem Mädchen hin —

Agnes. Blutig? — Schwester! um Gottes willen sieh die alte Hexe! wie sie ihr Gesicht verzogen hat! sieh, Schwester!

Mechtilde. Kind! was ist Dir?

Agnes. Blutig sagst Du? — Ja, blutig! — Willst Du fort! ich kenne Dich nicht mehr, ich mag dein grinsendes Antlitz mir nicht gegenüber, fort! — So lange ich noch hier zu befehlen habe, sollst Du mir gehorchen.

Mechtilde (geht brummend ab.)

Anne. Schwester! mäßige Dich doch.

Agnes. Du hast es nicht gesehn, wie sie sich unter der Erzählung verwandelte.

Anne. Du bist erhitzt, das sind lauter Einbildungen von Dir.

Agnes. Nun, warum spricht sie auch von Blut? — Ich kann das Wort nicht hören, ohne toll zu werden.

Anne. Du mußt Dich nothwendig noch zu Bette legen, Schlaf muß Dich abkühlen. — Komm! — (sie gehn ab.)

(Die Burg Friedheim.)

Simon mit einer Fackel.

Simon. Der Mond ist schon unter. — Er muß aufstehn, er mag wollen oder nicht, denn ich weiß es nun gewiß. — Er kann mir nun nichts mehr einwenden. — (er pocht an eine Thür) Anton! Anton! ermuntre Dich!

Anton. (inwendig) Wer ist da?

Simon. Ich, Simon, Dein Bruder, steh schnell auf, ich habe mit Dir etwas Nothwendiges zu sprechen.

Anton. Stört dein Wahnsinn jetzt sogar die Ruhe der Mitternacht?

Simon. Sprich nicht so Bruder, es wird Dich gereuen. — Ich glaube, er ist wieder eingeschlafen. — Auf! auf! ermuntre Dich!

Anton. Wirst Du des Rasens nicht müde werden?

Simon. Schimpfe, so viel Du willst, nur steh' auf. — Steh auf! ich lasse Dir doch nicht eher Ruhe, Bruder.

Anton kömmt im Schlafkleide heraus.

Anton. Sage mir nur, was Du willst.

Simon. Bruder, ich habe die ganze Nacht nicht schlafen können —

Anton. Nun! — ich schlief desto besser.

Simon. Du siehst, daß jetzt meine Prophezeihungen oder Ahndungen, Du magst es nennen wie Du willst, etwas mehr eintreffen als sonst.

Anton. Deine Narrheit anzuhören, hab' ich also aufstehn müssen?

Simon. Ich hab's vorhergesagt, daß unser Bruder die Tochter des Ritter Hans von Marlof entführt habe, und gestern Abend war der alte Mann noch hier.

Anton. Das konnte jedermann errathen.

Simon. Und in dieser Nacht hab' ich unsre Schwester unaufhörlich weinen sehn, und ich habe mich beständig mit dem Blaubart herumgestochen.

Anton. Und was folgt daraus?

Simon. Sie ist in Lebensgefahr, ich versichere es Dich, Bruder, der Blaubart ist

ein Bösewicht, wie, kann ich nicht wissen, aber genug, daß er es ist. — Wenn aber nur die Möglichkeit nicht zu läugnen ist, so mußt Du mich anhören, und die kannst Du doch nicht läugnen, oder wenn Du es thust, so bist Du unsinnig.

Anton. Gute Nacht, Bruder.

Simon. Bruder, ist es nicht genug, daß Du Deine Schwester an einen solchen Verworfenen verschleudert hast? willst Du sie nun auch noch schändlicherweise in der höchsten Noth ihres Lebens verlassen? Bist Du blos deswegen ihr Bruder, um ihr Verräther zu seyn? — Anton, erweiche einmal Dein brüderliches Herz, sie sieht jetzt vielleicht mit Sehnsucht aus dem Fenster des Schlosses nach der Gegend hieher, sie wünscht vielleicht, daß ihre tiefen Seufzer uns beide allgewaltig hinziehen könnten, sie klagt über uns, — wir hätten sie überdies schon einmal besuchen sollen, — wir finden sie nachher vielleicht todt, blaß auf der Bahre ausgestreckt —

Anton. Aber, wie kommst Du nur darauf?

Simon. Meine ganze Phantasie ist von diesen betrübten Vorstellungen angefüllt; ich kann nichts froher denken und träumen; ich sinne nur Tod, ich habe keine Ruhe, bis ich diesen Peter mit dem Schwerdte unter mich gebracht habe. — Komm, mich dünkt, ich höre unsre Schwester, so weit es auch ist. — Wie bald sind unsre Pferde gesattelt, — wie bald können wir dort seyn!

Anton. Das Tollste bei der Tollheit ist, daß sie vernünftige Menschen ansteckt.

Simon. Du wirst sehen, daß ich mich nicht irre.

Anton. Ich begreife selbst nicht, warum ich Dir nachgebe.

Simon. Zieh dich an, ich sattle indeß die Pferde, diese Fackel leuchtet uns noch, bis die Sonne aufgeht. (von verschiednen Seiten ab.)

(Wald)

Leopold von Friedheim. Brigitte. (beide auf dem Boden gelagert.

Brigitte. Wird denn die Sonne noch nicht bald aufgehn.

Leopold. Das verwünschte Verirren! — Und mein Knecht behauptete, daß er die Wege genau wisse!

Brigitte. Wie ist Euch, Ritter?

Leopold. Nenne mich doch Du, Liebe.

Brigitte. Der Mond gieng recht betrübt unter.

Leopold. Zu meinem Bruder darf ich nicht zurück, denn dort sucht mich dein Vater gewiß zuerst.

Brigitte. Jetzt bist Du meine einzige Hoffnung.

Leopold. Und Mädchen, so wie ich Dich liebe, könnte Dich doch Niemand anders lieben.

Brigitte. Ist es gewiß wahr, Leopold?

Leopold. Bei meiner Seele! Beim Himmel!

Brigitte. Nun, dann will ich meinen armen alten Vater etwas mehr zu vergessen suchen. Ich weiß nicht, was mich so unwiderstehlich nach Dir zog, ich hatte nur Gelenke und Bewegung, um vorwärts zu gehn, aber keine, um zurückzubleiben.

Leopold. Wir müssen nun auf dem ersten Schlosse einkehren, das wir antreffen.

Brigitte. Und sobald der Segen über uns gesprochen ist, gehn wir zu meinem Vater zurück. Nicht wahr, Leopold?

Leopold. Wie Du willst, liebes Mädchen.

Brigitte. Mich dünkt, der Tag graut schon.

Leopold. Nun; so wollen wir nach unsern Pferden sehn, und gleich wieder aufsitzen. — Komm, die Büsche sind hier etwas verworren, ich will Dir durchhelfen. (sie gehn ab.)

Hans von Marlof, und Caspar.

Hans. Hörtest Du nicht Stimmen, Caspar?

Caspar. Es klang mir auch so vor den Ohren, vielleicht sinds Unholde.

Hans. Du bist abergläubisch, Caspar.

Caspar. Die ganze Nacht ist mir so unheimlich gewesen. — Nun, den wilden Jäger müßt Ihr ja so gut gehört haben, wie ich. — Und daß uns unsre beiden Pferde umgefallen sind, ist doch wohl auch kein gutes Zeichen.

Hans. Sind sie denn beide todt?

Caspar. Mausetodt.

Hans. Die treuen Thiere! — Wir haben ihnen auch zu viel zugemuthet, sie hatten nicht Ruhe genug, sie sind an ihrem treuen Dienste gestorben.

Caspar. Wenn es nur erst wieder vollends Tag wäre, daß man sehn könnte, wo man wäre.

Hans. Was hilft es, daß es Tag wird, wenn ich meine Tochter, meinen einzig wahren Tag nicht wiederfinde.

Caspar. Ach!

Hans. Worüber seufzest Du?

Caspar. Ich kann es immer nicht vergessen, daß ich Schuld daran bin.

Vorige. Reinhold gewafnet.

Reinhold. Ich höre hier Stimmen. — Wer ihr auch seyn mögt, könnt Ihr mir nicht aus der Irre helfen?

Caspar. Wir sind selbst verirrt.

Reinhold. Ich suche den Weg nach Marlof.

Hans. Da treft Ihr Niemand zu Hause da ist jetzt alles verwaist.

Reinhold. Ihr erschreckt mich; — sagt mir nur, wie — ich muß hin.

Hans. (ihm näher tretend) Was habt Ihr denn auf Marlof zu suchen, junger Mann, wenn eine Frage vergönnt ist? — O lieber Gott im Himmel! Caspar! ich bin verrückt, oder das ist mein Sohn Reinhold.

Reinhold. Wie? — Seid Ihr mein Vater? — Lieber Vater, seh' ich Euch wieder? (umarmt ihn.)

Hans. Bester, theuerster Sohn — und deine Schwester —

Reinhold. Ist wohl?

Hans. Wohl; zu wohl! auf und davon, und ich alter Narr jage ihr nach.

Reinhold. Aber Ihr seid doch noch wacker? — Und Anne, lebt sie noch?

Hans. Sie lebt.

Reinhold. Und verheirathet?

Hans. Nein, sie ist Jungfrau.

Reinhold. Nun, dann sey Gott gedankt!

Hans. Frägst Du gleich nach der, und hast kaum Deinen alten Vater recht angesehn.

Caspar. Er ist noch braver und schöner geworden, Herr.

Reinhold. Guten Morgen, Caspar.

Caspar. Wollte Gott, es träfe uns hier ein guter Morgen.

Reinhold. Wie so?

Caspar. So würden wir uns doch aus den verfluchten Gebüschen herausfinden können.

Reinhold. Die Landstrasse ist ja nur drei Schritte von hier, mein Pferd steht dort.

Caspar. Nun seht nur, Herr, was die Blindheit thut, und wir suchen sie schon seit zwei Stunden mit Händen und Füssen. — Glaubt Ihr noch nicht, daß wir behezt gewesen sind?

Hans. Ich kann mich in der Freude noch gar nicht finden; ich glaubte immer, Du wärest todt, mein Sohn, — und nun — und so unverhofft —

Reinhold. Wo ist Euer Pferd?

Hans. Todt!

Reinhold. Nun, so setzt Euch auf das meinige, ich gehe neben Euch her, und so erzählen wir uns unsere Geschichte. — Wir

müssen doch bald irgend ein Schloß antreffen, und da hören wir vielleicht Nachrichten von meiner Schwester, auch könnt Ihr da wieder ein Pferd bekommen. — (sie gehn ab.)

(Oben auf dem Dache von Berners Schloß, an der einen Seite ist ein Pavillon, auf dessen Spitze ebenfalls Stufen führen.)

Anne. Agnes.

Anne. Wie schön die Sonne aufgegangen ist!

Agnes. Das kann mich nicht trösten.

Anne. Sieh, wie der frische rothe Strahl zwischen den fernen Bergen liegt, — wie die Gegend nach und nach in den Morgenglanz hineintritt!

Agnes. Ach, Anne.

Anne. Was ist, Schwester?

Agnes. Ich wollte, er kehrte nicht zurück. — Du hast mich seit gestern Abend so verwöhnt, daß ich immer zusammenfahre, wenn du nicht im zärtlichsten Tone mit mir

sprichst. In der Krankheit so wie im Unglück werden wir gar zu leicht verzogene Kinder.

Anne. Ich meine es gewiß gut mit Dir.

Agnes. Das weiß ich, und das hält mich auch noch aufrecht. — Hörst Du nicht Musik?

Anne. Nein.

Agnes. Es kömmt von der Waldecke dort.

Anne. Du bist überwacht, und davon klingt es Dir vielleicht in den Ohren.

Agnes. Nein, ich höre die Trompeten gar zu deutlich.

Anne. Jetzt höre ich es auch.

Agnes. O mein Herz klopft gar zu ungestümm — sie sinds gewiß. — Indessen will ich mich fassen, es wird vielleicht nicht so böse werden, als ich glaube, in der Angst übertreiben wir nur gar zu leicht vor uns selber — nicht wahr, liebe Schwester?

Anne. Natürlich.

Agnes. Es kömmt immer näher, es ist mein Mann — ich kann schon die Fahnen erkennen.

Anne. Sie sinds.

(Feldmusik näher, der Zug geht unten an der Burg vorbei.)

Peter. Sieh da, meine Gemahlinn! — Guten Morgen, Agnes!

Agnes. Guten Morgen!

Peter. Bleibt oben, ich komme hinauf.

(Der Zug verliert sich in die Thore.)

Agnes. Er kömmt herauf, er war es wirklich!

Anne. Nimm dich zusammen, liebe Schwester, es kann noch alles gut werden.

Agnes. Das Leben ist mir fast zuwider geworden, und doch kann ich vor nichts anderm, als vor dem Tode zittern. Ich begreife mich selber nicht.

Peter Berner kömmt herauf.

Peter. Und schon so früh bist du wach?

Agnes. Ich hatte eine Ahndung daß Du kommen würdest.

Peter. Ich komme eher zurück als ich vermuthen konnte, der Feind hatte sich anders besonnen, und so rückte ich nur ins Feld, um einen vortheilhaften Frieden zu schliessen.

Agnes. Das Glück begleitet Dich allenthalben.

Peter. Meinst Du? — Und wie hast Du gelebt unterdessen?

Agnes. Ganz wohl.

Peter. Mich dünkt, Du siehst blaß aus.

Agnes. Weil wir heut so früh aufgestanden sind.

Mechtilde kömmt herauf.

Peter. Kömmst Du auch heraufgekrochen, alter Hausdrache?

Mechtilde. Ich muß Euch doch wohl Glück wünschen, Herr Ritter.

Peter. Ich danke Dir.

Mechtilde. Das Frühstück ist auch fertig.

Peter. Schon gut. — Es ist eine schöne Aussicht von hier oben; wenn man aber so hoch steht, muß man sich immer in Acht nehmen, daß man nicht Lust bekömmt hinunterzuspringen.

Anne. Ein Frauenzimmer denkt an so etwas nicht, aber mein Bruder Simon könnte stundenlang darüber sprechen.

Agnes. Hier sind auch die Schlüssel, — doch ich will sie Dir lieber nachher geben.

Peter. Schon gut, — und Du hast alles besehn?

Agnes. Mit vielen Freuden, ich habe mich recht an den Kostbarkeiten ergötzt.

Peter. Gieb sie mir doch lieber jetzt.

Agnes. Hier. — Den goldnen behalte ich noch zurück.

Peter. Wozu denn?

Agnes. Zum Angedenken?

Peter. Närrchen.

Agnes. Nein, ich gebe ihn Dir im Ernst noch nicht zurück, ich will Deine Ungeduld einmal auf die Probe stellen.

Peter. Ich werde leicht ungeduldig.

Agnes. Und doch ist unsre Ehe noch zu jung, als daß wir uns jetzt schon zanken sollten.

Peter. Nach dem Zank folgt eine desto angenehmere Versöhnung.

Agnes. Du traust mir gewiß nicht recht; und siehst Du, lieber Mann, darum will ich, Dir zum Possen, den Schlüssel noch zurück behalten.

Peter. Meinetwegen. — Aber Du giebst ihn mir doch, wenn ich dich recht ernstlich darum bitte.

Agnes. Wenn ich es Dir nun abschlage?

Peter. Je nun, so magst Du ihn ganz behalten.

Agnes. Ich habe Dich noch nicht bei so guter Laune gesehn.

Peter. Mir ist heut wohl, es geht mir alles nach Wunsch. — Nun, kindische Frau, gieb mir den Schlüssel.

Agnes. Hier —

Peter. Nun gut, — wir wollen hinuntergehn und frühstücken.

Mechtilde. Kommt, gnädiger Herr.

Peter. Was fehlt Dir denn? (mit dem Schlüssel spielend.)

Agnes. Nichts; — wollen wir gehn?

Peter. Was ist denn das hier für ein Fleck?

Agnes. Ein Fleck? — Ist der vielleicht jetzt hinaufgekommen?

Peter. Jetzt? — Heuchlerische Schlange. O Agnes, ich dachte nicht, Dich so schnell

wieder zu verlieren. So geschwinde hat mich noch keine meiner Weiber verlassen, denn mein Befehl galt ihnen immer doch in den ersten Wochen etwas, und Du —

Agnes. Ihr erzürnt Euch! .

Peter. Verfluchte Neugier! — (er wirft zornig den Schlüssel hin.) Durch Dich kam die erste Sünde in die unschuldige Welt, und immer noch lenkst Du den Menschen zum Verbrechen. Seit Eva neugierig war, sind es alle ihre nichtswürdigen Töchter, keine, keine ausgenommen. — Wehe dem betrognen Mann, der sich auf Eure falsche Zärtlichkeit, auf Eure unschuldigen Augen, auf Euren Händedruck verläßt! Betrug ist Euer Handwerk; und um bequemer betrügen zu können, seid Ihr schön. Man sollte Euer ganzes Geschlecht von der Erde vertilgen. — Das Weib, das neugierig ist, kann ihrem Mann nicht treu seyn; der Mann, der ein neugieriges Weib hat, ist in keiner Stunde seines Lebens sicher. Neugier ist die Sünde, die jede andre nach sich zieht, denn der Verbrecher sieht kein Ende, keinen Augenblick, wo er mit seinen Er-

fahrungen stille stehen könnte. Die Neugier hat die entsetzlichsten Mordthaten hervorgebracht, sie war der Sturz der bösen Engel, sie verwandelt die beste Natur in eine schändliche. — O ich will kein Wort mehr sprechen, denn es ist doch nur verschwendeter Athem; dieß Laster wird die Welt immer noch beherrschen. — Gut, Du hast Dir selbst Dein Schicksal gewählt.

Agnes. Ihr seid mir fürchterlich, erbarmt Euch meiner.

Peter. Alte, nimm den Schlüssel auf.

Mechtilde. Ich soll wohl das Kabinet aufschliessen? — Gut. — Nun seht Ihr, nun kommt Ihr ja immer noch früh genug in die Kammer. (ab.)

Agnes. (kniet nieder.) Habt Mitleid! vergebt mir meinen Fürwitz, es soll Euch nicht gereuen, ich will Euch mit aller meiner Liebe dafür lohnen.

Peter. Wenn ich Euch nicht kennte! Ihr verabscheut mich jetzt, Ihr würdet entfliehn, so bald sich nur eine Gelegenheit zeigte.

Agnes. So jung, und ich soll schon eines so schrecklichen Todes sterben? — O verstoßt mich als Eure Gattin, und laßt mich als eine Magd hier dienen, laßt mich der Alten unterthänig seyn, nur schenkt mir das Leben.

Peter. Alle deine Bitten sind vergebens, es ist gegen mein Gelübde.

Anne (kniet nieder.) Seid meiner Schwester gnädig, und wir wollen Euch beide als eine Gottheit verehren. Seht die Angst des armen Mädchens, laßt Euch meine Thränen zu Herzen gehn.

Peter. Alles ist umsonst.

Agnes. Jede Bitte ist vergebens?

Peter. Bei Gott!

Agnes (steht schnell auf.) Nun, so steh auf, Schwester, entweihe Deine Knie nicht länger, und so höre mich denn noch zuletzt, Du kaltblütiges, blutdürstiges Ungeheuer, höre, daß ich Dich verabscheue, daß jeder Mensch Dich verabscheuen muß.

Anne. Wären nur noch zwei Mädchen hier, so wollten wir Dir mit unsern Nägeln die kleinen blinzelnden grauen Augen auskratzen.

Agnes. Widerliches Unthier! kein Mensch, sondern eine Mißgeburt. Als Deine Mutter Dich gebohren hatte, hätte sie Dich wie einen jungen Hund ersäufen sollen, damit Du nicht Unglück in die Welt gebracht hättest.

Peter. Hoho! was hält mich denn ab, Euch beide von hier oben hinunterzustürzen? — Besinnet Euch doch, Ihr seid ja toll! — Ist das eine Sprache für Mädchen? — Nun komm, Agnes, unten ist aufgeschlossen.

Agnes. Und es ist also Dein Ernst? — O weh! ich kann nicht mehr, meine Kräfte sind erschöpft.

Peter. Komm!

Agnes. Ein Gebet zum Himmel zu senden — so viele Zeit wirst Du mir doch noch übrig lassen?

Peter. Aber mach schnell, ich warte unten auf Dich — (ab.)

Agnes. Ach, Schwester, wäre es nicht eben so gut, wenn ich jetzt gleich hier hinunterspränge? — Aber mir fehlt der Muth. — (sie kniet nieder.) Ich will beten. — Wenn doch jetzt meine Brüder kämen — Schwe-

ster, sieh doch einmal ins Feld hinaus; es wäre ja doch möglich. — Ach! kein Gedanke zum Himmel! — Siehst Du nichts?

Peter (von unten.) Agnes!

Agnes. Sogleich.

Anne. Ich sehe nichts als Feld und Bäume, alles ruhig, kein Wind regt sich: — die Bäume hindern hier etwas die Aussicht.

Agnes. Wenn Du nicht schwindlich würdest, wollte ich Dich wohl bitten, auf den Pavillon hinaufzusteigen — aber falle ja nicht. — Siehst Du noch nichts?

Peter. Agnes!

Agnes. Den Augenblick!

Anne. Nichts, Bäume, Felder und die Luft schlägt auf dem Boden kleine Wellen, so warm scheint die Sonne.

Agnes. Ach, und ich kann nicht beten, immer ruf ich innerlich wider meinen Willen: Simon! Anton! als wenn mir dadurch geholfen würde.

Peter. Agnes, Du machst mich ungeduldig.

Agnes. Nur noch ein klein Gebet. — Siehst Du noch nichts?

Anne. Ich sehe Staub aufsteigen.

Agnes. Wohl! wohl!

Anne. Weh! weh! es ist eine Heerde Schaafe.

Agnes (steht auf.) Bin ich aber auch nicht eine Thörinn, auf etwas unmögliches zu hoffen? Ich will mich in mein Schicksal ergeben, und der Tod ist mir jetzt lieb. Komm herunter, Schwester, ich will Abschied von Dir nehmen.

Anne. Still! ich sehe einen Reiter —

Agnes. Wie? sollt' es möglich seyn?

Anne. Er stürzt wie ein Blitz den Berg herunter —

Agnes. O Gott!

Peter. Agnes, jetzt komm ich hinauf.

Agnes. Ich bin schon auf dem Wege zu Euch, meine Schwester umarmt mich nur noch einmal.

Anne. Er kömmt immer näher und näher.

Agnes. Kennst Du ihn nicht?

Anne. Nein, — doch, — es ist Simon. — Er weht mit dem Schnupftuche. (sie läßt ihr Tuch wehen.)

Agnes. Wie ist mir? — Ich weiß nicht mehr, ob ich lebe, oder todt bin.

Anne. Er ist schon ganz nahe!

Agnes. Welch ein seltsamer Traum! — Wenn ich doch erst erwacht wäre! (sie sinkt nieder.)

Peter. Ins Teufels Namen, Agnes! —

Anne. Braver Bruder! — (Getümmel unten.)

Peter. Was ist denn das? — Ich glaube die Burg steht offen? — Ha! was willst Du, Bösewicht? — (Gefecht.)

Simon stürzt herauf, findet Agnes, nimmt sie in seine Arme, küßt sie und eilt so mit ihr davon. **Anne** folgt.

(Saal.)

Agnes auf einem Sopha, **Simon** neben ihr, **Anne.**

Simon. Sie schlägt die Augen wieder auf, Gott sei Dank!

Anne. Ist er todt?

Simon. Dieser Degen war in seiner Brust. Wie mir leicht ist! — Die Alte hat sich zum Fenster hinausgestürzt.

Anne. Ist Dir auch wohl, Bruder? — Wie Du geritten bist.

Simon. Wie Gottes Strafgericht, ich begreife noch nicht, wie ich hieher gekommen bin, — und als ich Eurer Burg erst ansichtig ward, als ich gar erst Dein Schnupftuch wehen sah, da stürzt ich immer schneller und schneller, mir vergingen unter dem Sausen der Luft alle Gedanken.

Agnes. Wo bin ich? — Ach Gott! Simon! Du bist wirklich da? — Wo bist Du hergekommen — Wo ist der Ritter?

Simon. Sei ruhig, Schwester, er ist todt, Du bist nun außer aller Gefahr.

Agnes. Wie hat sich alles so schnell geändert! — Simon, mein Beten zu Dir war doch nicht umsonst.

Simon. Tröste Dich nur, und fasse Deine Vernunft wieder zusammen.

Anton tritt ein.

Anton. Und es ist doch wahr gewesen? — O meine Schwester! — Bruder, da hast Du einen braven Streich gemacht.

Simon. Das Schloß war durch einen Zufall offen, sonst wäre doch alles vergebens gewesen.

Anne. Er ist erst heut von einem Zuge zurückgekommen, und da waren alle Knechte noch voller Freude.

Simon. Künftig tadle meine Ahndungen nicht, und sprich nicht von Raserei. — Kam ich nur einen Augenblick später, so war es zu spät.

Vorige. Leopold. Brigitte.

Leopold. Guten Tag, Brüder, Ihr mögt nun wollen oder nicht, so müßt Ihr mich mit meiner Geliebten schützen.

Simon. Von Herzen gern. — Es wird aber gar nicht nöthig seyn, das sagen mir meine Ahndungen.

Leopold. Nun, desto besser.

Simon. Ich muß gehen, und das ganze Schloß in Augenschein nehmen. (ab.)

Brigitte. Wie mir wohl ist, daß wir doch wieder unter Menschen sind! — Ach mein Vater!

Vorige. Hans. Reinhold. Caspar.

Hans. Du mein Kind? — Nein, es ist nicht wahr! — Ein Kind entläuft seinem alten Vater nicht, — Und Du hast so mein graues Haar vergessen können? — Geh! das heißt Undank! — Und die Vorsicht vergessen!

Brigitte. Vater!

Reinhold. Seh ich recht? Anne —

(sie umarmen sich.)

Anne. Reinhold!

Reinhold. Immer hab' ich an dich gedacht, Tag und Nacht, Du warst die Ursach, daß ich in mein Vaterland zurückkam. — O Vater, seht wie glücklich ich bin, sie liebt mich noch, Ihr wolltet damals Eure Einwilligung nicht geben, und ich verließ Deutschland. — Laßt Euch jetzt erweichen.

Hans. Sei glücklich mit Ihr, — und Du heißt Leopold? — Also doch kein Spielmann?

Leopold. Nein, Vater.

Hans. Ziemlich vorlaut. — Indessen muß ich Gott danken, daß Ihr doch noch ein Ritter seid, ich hatte mir's noch schlimmer vermuthet.

Reinhold. Macht uns alle glücklich.

Hans. Du kömmst von einer langen Reise zurück, und hast also schon das Recht, ein Wort mehr zu sprechen. — Nun da hast Du mein Kind, Leopold, aber Ihr müßt bei mir wohnen.

Leopold. Mit Freuden.

Vorige. Simon. Der Rathgeber. Claus.

Simon. Hier hab ich noch vortrefliche Leute gefunden, die sich furchtsam in einen Winkel zusammengeduckt hatten. — Nun, *Anton*, Du *wirst wohl diese Burg in Besitz* nehmen, ich bleibe bei Dir mit diesen beiden *weisen Männern.*

Leopold. Und ich besuche Euch manchmal.

Anton. Reinhold bewohnt dann unsre Burg mit unsrer Schwester, denn Agnes wird hier nicht gern bleiben wollen.

Agnes. Nein, fort! fort!

Rathgeber. Und Ihr verlangt doch nur selten Rath von mir?

Anton. Wie meint Ihr?

Claus. Er ist Rathgeber gewesen, und kömmt jetzt auf die Pension. — Wenn es mir erlaubt ist, vernünftig zu seyn, ist es mir auch lieber und bequemer.

Simon. Wir werden uns schon mit einander vertragen.

Anton. Welcher glückliche! welcher wunderbare Tag!

Der blonde Ekbert.

In einer Gegend des Harzes wohnte ein Ritter, den man gewöhnlich nur den blonden Ekbert nannte. Er war ohngefähr vierzig Jahr alt, kaum von mittler Größe, und kurze hellblonde Haare lagen schlicht und dicht auf seinem blassen eingefallenen Gesichte. Er lebte sehr ruhig für sich, und war niemals in den Fehden seiner Nachbarn verwickelt, man sah ihn nur selten ausserhalb den Ringmauern seines kleinen Schlosses. Sein Weib liebte die Einsamkeit eben so sehr, und beide schienen sich von Herzen zu lieben; nur klagten sie gewöhnlich darüber, daß der Himmel ihre Ehe mit keinen Kindern segnen wolle.

Nur selten wurde Ekbert von Gästen besucht, und wenn es auch geschahe, so wurde ihrentwegen fast nichts in dem gewöhnlichen Gange des Lebens geändert, die Mäßigkeit wohnte dort, und die Sparsamkeit selbst schien alles anzuordnen. Ekbert war alsdann heiter und aufgeräumt, nur wenn er allein war,

bemerkte man an ihm eine gewisse Verschlossenheit, eine stille zurückhaltende Melankolie.

Niemand kam so häufig auf die Burg, als Philipp Walter, ein Mann, an dem sich Ekbert sehr gehängt hatte, weil er an ihm ohngefähr dieselbe Art zu denken fand, die er selbst hatte. Er wohnte eigentlich in Franken, hielt sich aber oft über ein halbes Jahr in der Nähe von Ekberts Burg auf, sammelte Kräuter und Steine, und beschäftigte sich damit, sie in Ordnung zu bringen, er lebte von einem kleinen Vermögen, und war daher von Niemand abhängig. Ekbert begleitete ihn oft auf seinen einsamen Spaziergängen, und mit jedem Jahre entspann sich zwischen ihnen eine genauere Freundschaft.

Es giebt Stunden, in denen es den Menschen ängstigt, wenn er vor seinem Freunde ein Geheimniß haben soll, was er bis dahin mit vieler Sorgfalt versteckt hat, die Seele fühlt dann einen unwiderstehlichen Trieb, sich ganz mitzutheilen, dem Freunde auch das Innerste aufzuschliessen, damit er um so mehr unser Freund werde. In diesen Augenblicken

geben sich die zarten Seelen einander zu erkennen, und zuweilen geschieht es wohl auch, daß einer vor der Bekanntschaft des andern zurückschreckt.

Es war schon im Herbst, als Ekbert an einem neblichten Abend mit seinem Freunde und seinem Weibe Bertha an dem Feuer eines Kamines saß. Die Flamme warf einen hellen Schein durch das Gemach, und spielte oben an der Decke, die Nacht sah finster zu den Fenstern hinein, und die Bäume draussen schüttelten sich vor nasser Kälte. Walther klagte über den weiten Rückweg, den er habe, und Ekbert schlug ihm vor, bei ihm zu bleiben, die halbe Nacht unter traulichen Gesprächen zuzubringen, und dann noch in einem Gemache des Hauses bis am Morgen zu schlafen. Walther ging den Vorschlag ein, und nun ward Wein und die Abendmahlzeit hereingebracht, das Feuer durch Holz vermehrt, und das Gespräch der Freunde ward immer heiterer und vertraulicher.

Als das Abendessen abgetragen war, und sich die Knechte wieder entfernt hatten, nahm

Ekbert die Hand Walthers und sagte zu ihm: Freund, Ihr solltet Euch einmal von meiner Frau die Geschichte ihrer Jugend erzählen lassen, die seltsam genug ist. — Gern, sagte Walther, und man setzte sich wieder um den Kamin.

Es war jetzt grade Mitternacht, der Mond sah abwechselnd durch die vorüberflatternden Wolken. Ihr müßt mir verzeihen, fing Bertha an, aber mein Mann sagt, daß Ihr so edel denkt, daß es unrecht ist, Euch etwas zu verhehlen. Nur müßt Ihr meine Erzählung für kein Mährchen halten, so sonderbar sie auch klingen mag.

Ich bin in einem Dorfe gebohren, mein Vater war ein armer Hirte. Die Haushaltung bei meinen Eltern war nicht zum besten bestellt, sie wußten sehr oft nicht, wo sie das Brod hernehmen sollten. Was mich aber noch weit mehr jammerte, war, daß mein Vater und meine Mutter sich oft über ihre Armuth entzweiten, und eines dem andern dann bittere Vorwürfe machten. Sonst hört' ich beständig von mir, daß ich ein einfältiges

dummes Kind sei, das nicht das unbedeutendste Geschäft auszurichten wisse, und wirklich war ich äusserst ungeschickt und unbeholfen, ich ließ alles aus den Händen fallen, ich lernte weder nähen noch spinnen, ich konnte nichts in der Wirthschaft helfen, nur die Noth meiner Eltern verstand ich ausserordentlich gut. Oft saß ich dann im Winkel, und füllte meine Vorstellungen damit an, wie ich ihnen helfen wollte, wenn ich plötzlich reich würde, wie ich sie mit Gold und Silber überschütten, und mich an ihrem Erstaunen laben wollte, dann sah ich Geister heraufschweben, die mir unterirrdische Schätze entdeckten, oder mir kleine Kiesel gaben, die sich nachher in Edelsteine verwandelten, kurz, die wunderbarsten Phantasien beschäftigten mich dann, und wenn ich nun aufstehn mußte, um irgend etwas zu helfen, oder zu tragen, so zeigte ich mich noch viel ungeschickter, weil mir der Kopf von allen den seltsamen Vorstellungen schwindelte.

Mein Vater war immer sehr ergrimmt auf mich, daß ich eine so ganz unnütze Last des Hauswesens sei, er behandelte mich daher

oft sehr grausam, und es war selten, daß ich ein freundliches Wort von ihm vernahm. So war ich ungefähr acht Jahr alt geworden, und es wurden nun ernstliche Anstalten gemacht, daß ich etwas thun oder lernen sollte. Mein Vater glaubte, es wäre nur Eigensinn oder Trägheit von mir, um meine Tage in Müßiggang hinzubringen, genug, er setzte mir mit Drohungen unbeschreiblich zu, da diese aber doch nichts fruchteten, züchtigte er mich auf die grausamste Art, und fügte hinzu, daß diese Strafe mit jedem Tage wiederkehren sollte, weil ich noch nur ein unnützes Geschöpf sei.

Die ganze Nacht hindurch weint' ich herzlich, ich fühlte mich so ausserordentlich verlassen, ich hatte ein solches Mitleid mit mir selber, daß ich zu sterben wünschte. Ich fürchtete den Anbruch des Tages, ich wußte durchaus nicht, was ich anfangen sollte; ich wünschte mir alle mögliche Geschicklichkeit, und konnte gar nicht begreifen, warum ich einfältiger war, als die übrigen Kinder von

meiner Bekanntschaft. Ich war der Verzweiflung nahe.

Als der Tag graute, stand ich auf, und eröfnete fast, ohne daß ich es wußte, die Thür unsrer kleinen Hütte. Ich stand auf dem freien Felde, bald darauf war ich in einem Walde, in den der Tag noch fast gar nicht hineinschien. Ich lief immerfort, ohne mich umzusehn, ich fühlte keine Müdigkeit, denn ich glaubte immer, mein Vater würde mich noch wieder einholen, und durch meine Flucht noch grausamer gegen mich werden.

Als ich aus dem Walde wieder heraustrat, stand die Sonne schon ziemlich hoch, ich sah itzt etwas dunkles vor mir liegen, auf dem ein dichter Nebel lag. Bald mußte ich über Hügel klettern, bald durch einen zwischen Felsen gewundenen Weg gehn, und ich errieth nun, daß ich mich wohl in dem benachbarten Gebirge befinden müsse, und ich fieng an, mich in der Einsamkeit zu fürchten. Denn ich hatte in der Ebene noch keine Berge gesehn, und das blosse Wort Gebirge, wenn ich davon hatte reden hören, hatte meinem

kindischen Ohre äusserst fürchterlich geklungen. Ich hatte nicht das Herz zurückzugehn, sondern eben meine Angst trieb mich vorwärts; oft sah ich mich erschrocken um, wenn der Wind über mir weg durch die Bäume fuhr, oder ein ferner Holzschlag weit durch den stillen Morgen hintönte. Als mir Köhler und Bergleute endlich begegneten, und ich eine fremde Aussprache hörte, wäre ich vor Entsetzen fast in Ohnmacht gesunken.

Ihr vergebt mir meine Weitschweifigkeit; so oft ich von dieser Geschichte spreche, werde ich wider Willen geschwätzig, und Ekbert, der einzige Mensch dem ich sie erzählt habe, hat mich durch seine Aufmerksamkeit verwöhnt.

Ich kam durch mehrere Dörfer, und bettelte, weil ich jezt Hunger und Durst empfand, ich half mir so ziemlich mit meinen Antworten durch, wenn ich gefragt ward. — So war ich ohngefähr vier Tage fortgewandert, als ich auf einen kleinen Fußsteig gerieth, der mich von der grossen Strasse immer mehr entfernte. Die Felsen um mich her gewonnen jezt eine andere, weit seltsamere

Gestalt. Es waren Klippen, die auf einander gepackt waren, und das Ansehn hatten, als wenn sie der erste Windstoß durcheinander werfen würde. Ich wußte nicht, ob ich weiter gehen sollte. Ich hatte des Nachts immer im Walde geschlafen, denn es war grade zur schönsten Jahrszeit, oder in abgelegenen Schäferhütten; hier traf ich aber gar keine menschliche Wohnung, und konnte auch nicht vermuthen, in dieser Wildniß auf eine zu stossen, die Felsen wurden immer furchtbarer, ich mußte oft dicht an schwindlichten Abgründen vorbeigehn, und endlich hörte sogar der Weg unter meinen Füssen auf. Ich war ganz trostlos, ich weinte und schrie, und in den Felsenthälern hallte meine Stimme auf eine schreckliche Art zurück. Nun brach die Nacht herein, und ich suchte mir eine Mooßstelle aus, um dort zu ruhen. Ich konnte nicht schlafen, die Nacht hindurch hörte ich die seltsamsten Töne, bald hielt ich es für wilde Thiere, bald für den Wind, der durch die Felsen klage, bald für fremde Vögel. Ich betete, und schlief nur spät gegen Morgen ein.

Ich erwachte, als mir der Tag ins Gesicht schien. Vor mir war ein steiler Felsen, ich kletterte in der Hoffnung hinauf, von dort den Ausgang aus der Wildniß zu entdecken, und vielleicht Wohnungen oder Menschen gewahr zu werden. Als ich aber oben stand, war alles so, wie um mich her, so weit nur mein Auge reichte, alles war mit einem trüben Dufte überzogen, der Tag war grau und trübe, und keinen Baum, keine Wiese, kein Gebüsch selbst konnte mein Auge entdecken, einzelne Sträucher ausgenommen, die einsam und betrübt in einigen Felsenritzen empor geschossen waren. Es ist unbeschreiblich, welche Sehnsucht ich empfand, nur eines Menschen ansichtig zu werden; wäre es auch der fremdeste, hätte ich mich auch vor ihm fürchten müssen. Zugleich empfand ich einen peinigenden Hunger, ich setzte mich nieder, und beschloß zu sterben. Aber nach einiger Zeit trug die Lust zum Leben dennoch den Sieg davon, ich raffte mich auf, und ging unter Thränen, unter abgebrochenen Ausrufungen den ganzen Tag hindurch, am Ende

war ich mich meiner kaum noch bewußt, ich war müde und erschöpft, ich wünschte kaum noch zu leben, und fürchtete doch den Tod.

Gegen Abend schien die Gegend umher etwas freundlicher zu werden, meine Gedanken, meine Wünsche lebten wieder auf, die Lust zum Leben erwachte in allen meinen Adern. Ich glaubte jetzt, das Gesause einer Mühle aus der Ferne zu hören, ich verdoppelte meine Schritte, und wie wohl, wie leicht ward mir, als ich wirklich die Gränze der öden Felsen erreichte, Wälder und Wiesen mit fernen angenehmen Bergen lagen wieder vor mir. Mir war, als wenn ich aus der Hölle in ein Paradies getreten wäre, die Einsamkeit, meine Hülflosigkeit, schien mir nun gar nicht fürchterlich.

Statt der gehoften Mühle, stieß ich auf einen Wasserfall, der meine Freude freilich um vieles minderte, ich schöpfte mit der Hand einen Trunk aus dem Flusse, als mir plötzlich war, als hörte ich in einiger Entfernung ein leises Husten. Nie bin ich so angenehm überrascht worden, als in diesem Augenblick,

ich ging näher, und ward an der Ecke des Waldes eine alte Frau gewahr, die sich auszuruhen schien. Sie war fast ganz schwarz gekleidet, eine schwarze Kappe bedeckte ihren Kopf, und einen großen Theil des Gesichts, in der Hand hielt sie einen Krückenstock.

Ich näherte mich ihr, und bat um ihre Hülfe, sie ließ mich neben sich niedersetzen, und gab mir Brod und etwas Wein. Indem ich aß, sang sie mit kreischendem Ton ein geistliches Lied. Als sie geendet hatte, sagte sie mir, ich möchte ihr folgen.

Ich war über diesen Antrag sehr erfreut, so wunderlich mir auch die Stimme und das Wesen der Alten vorkam. Mit ihrem Krückenstock ging sie ziemlich behende, und bei jedem Schritte verzog sie ihr Gesicht, worüber ich im Anfange lachen mußte. Die wilden Felsen traten immer weiter hinter uns zurück, wir gingen über eine angenehme Wiese, und dann durch einen ziemlich langen Wald. Als wir heraustraten, ging die Sonne grade unter, und ich werde den Anblick und die Empfindung dieses Abends nie vergessen. In

das sanfteste Roth und Gold war alles verschmolzen, die Bäume standen mit ihren Wipfeln in der Abendröthe, und über den Feldern lag der entzückende Schein, die Wälder und die Blätter der Bäume standen still, der reine Himmel sah aus wie ein aufgeschlossenes Paradies, und die Abendglocken der Dörfer tönten seltsam wehmüthig über die Flur hin. Meine junge Seele bekam jetzt zuerst eine Ahndung von der Welt und ihren Begebenheiten. Ich vergaß mich und meine Führerin, mein Geist und meine Augen schwärmten nur zwischen den goldnen Wolken.

Wir stiegen nun einen Hügel hinan, der mit Birken bepflanzt war, von oben sah man in ein kleines Thal voller Birken, mitten in den Bäumen lag eine kleine Hütte. Ein munteres Bellen kam uns entgegen, und bald sprang ein kleiner behender Hund die Alte an, und wedelte, dann kam er zu mir, besah mich von allen Seiten, und kehrte dann mit freundlichen Gebehrden zur Alten zurück.

Als wir vom Hügel hinunter gingen, hörte ich einen wunderbaren Gesang, der aus der

Hütte zu kommen schien, wie von einem Vogel; es sang also:

Waldeinsamkeit
Die mich erfreut,
So morgen wie heut
In ewger Zeit,
O wie mich freut
Waldeinsamkeit.

Diese wenigen Worte wurden beständig wiederholt; wenn ich es beschreiben soll, so war es fast, als wenn Waldhorn und Schallmeye durcheinander spielten.

Meine Neugier war ausserordentlich gespannt; ohne daß ich auf den Befehl der Alten wartete, trat ich mit in die Hütte. Die Dämmerung war schon eingebrochen, alles war ordentlich aufgeräumt, einige Becher standen auf einem Wandschranke, fremdartige Gefässe auf einem Tische, in einem kleinen glänzenden Käfig hing ein Vogel am Fenster, und er war es wirklich, der die Worte sang. — Die Alte keichte und hustete, sie schien sich gar nicht wieder erholen zu können, bald streichelte sie den kleinen Hund, bald sprach sie

mit dem Vogel, der ihr nur mit seinen gewöhnlichen Worten Antwort gab: übrigens that sie gar nicht, als wenn ich zugegen wäre. Indem ich sie so betrachtete, überlief mich mancher Schauer, denn ihr Gesicht war in einer ewigen verzerrten Bewegung, indem sie dazu wie vor Alter mit dem Kopfe schüttelte, so daß man gar nicht wissen konnte, wie ihr eigentliches Aussehn war.

Als sie sich erholt hatte, zündete sie Licht an, deckte einen ganz kleinen Tisch, und trug das Abendessen auf. Jetzt sah sie sich nach mir um, und hieß mir einen von den geflochtnen Rohrstühlen zu nehmen. So saß ich ihr nun dicht gegenüber, und das Licht stand zwischen uns. Sie faltete ihre knöchernen Hände, und betete laut, indem sie immer ihre Gesichtsverzerrungen machte, so daß es mich beinahe wieder zum Lachen gebracht hätte; aber ich nahm mich sehr in Acht, um sie nicht boshaft zu machen.

Nach dem Abendessen betete sie wieder, und dann wies sie mir in einer ganz kleinen Kammer ein Bette an; sie schlief in der Stube.

Ich wachte nicht lange, ich war halb betäubt, aber in der Nacht wacht' ich einigemal auf, und denn hörte ich die Alte husten, und mit dem Hunde sprechen, und den Vogel dazwischen, der im Traum zu seyn schien, und immer nur einzelne Worte von seinem Liede sang. Das machte mit den Birken, die dicht vor dem Fenster rauschten, und mit dem Gesang einer entfernten Nachtigall ein so wunderbares Gemisch, daß es mir immer gar nicht war, als sei ich erwacht, sondern als fiele ich nur in einen andern noch seltsamern Traum.

Am Morgen weckte mich die Alte, und wies mich bald nachher zur Arbeit an, ich mußte nämlich spinnen, und ich lernte es nun auch bald, dabei hatte ich noch für den Hund und für den Vogel zu sorgen. Ich lernte mich bald in die Wirthschaft finden, und alle Gegenstände umher wurden mir bekannt; nun war mir, als müßte alles so seyn, ich dachte gar nicht mehr daran, daß die Alte etwas seltsames an sich habe, daß die Wohnung etwas abentheuerlich liege, und daß an dem Vogel etwas ausserordentliches sei. Seine

Schönheit fiel mir zwar immer auf, denn seine Federn glänzten mit allen möglichen Farben, das schönste Hellblau und das brennendste Roth wechselte an ihm, und wenn er sang, blähte er sich stolz auf, so daß sich seine Federn noch prächtiger zeigten.

Oft ging die Alte aus, und kam erst am Abend zurück, ich ging ihr dann mit dem Hunde entgegen, und sie nannte mich Kind und Tochter. Ich ward ihr endlich von Herzen gut, wie sich unser Sinn denn an alles, besonders in der Kindheit gewöhnt. In den Abendstunden lehrte sie mich lesen, ich begriff es bald, und es ward nachher in meiner Einsamkeit eine Quelle von unendlichem Vergnügen, denn sie hatte einige alte geschriebene Bücher, die wunderbare Geschichten enthielten.

Die Erinnerung an meine damalige Lebensart ist mir noch bis jetzt immer seltsam, von keinem menschlichen Geschöpfe besucht, nur in einem so kleinen Familienzirkel einheimisch, denn der Hund und der Vogel machten denselben Eindruck auf mich, denn sonst nur längst gekannte Freunde hervorbringen.

Ich habe mich immer nicht wieder auf den seltsamen Namen des Hundes besinnen können, so oft ich ihn auch damals nannte.

Vier Jahre hatte ich so mit der Alten gelebt, und ich mochte überhaupt ohngefähr zwölf Jahr alt seyn, als sie mir endlich mehr vertraute, und mir ein Geheimniß entdeckte. Der Vogel legte nämlich an jedem Tage ein Ei, in dem sich eine Perl oder ein Edelstein befand. Ich hatte schon immer bemerkt, daß sie heimlich in dem Käfige wirthschafte, ich hatte mich aber nie darum bekümmert. Sie trug mir jetzt das Geschäft auf, in ihrer Abwesenheit diese Eier zu nehmen, und in die fremdartigen Gefässe wohl zu verwahren. Sie ließ mir meine Nahrung zurück und blieb nun länger aus, Wochen, Monathe; mein Rädchen schnurrte, der Hund bellte, der wunderbare Vogel sang, und dabei war alles so still umher, daß ich mich in der ganzen Zeit keines Sturmwinds, keines Gewitters erinnere. Kein Mensch verirrte sich dorthin, kein Wild kam unserer Behausung nahe, ich war zufrieden, und sang und arbeitete mich von ei-

nem Tage zum andern hinüber. — Der Mensch wäre vielleicht recht glücklich, wenn er so ungesehn sein Leben bis ans Ende fortführen könnte.

Aus dem wenigen, was ich las, bildete ich mir ganz wunderliche Vorstellungen von der Welt und den Menschen, alles war von mir und meiner Gesellschaft hergenommen; wenn von launigen Menschen die Rede war, konnte ich sie mir nicht anders vorstellen, wie den kleinen Spitz, prächtige Frauenzimmer sahen immer wie der Vogel aus, alle alte Frauen wie meine wunderliche Alte. — Ich hatte auch von Liebe etwas gelesen, und spielte nun in meiner Phantasie seltsame Geschichten mit mir selber. Ich dachte mir den schönsten Ritter von der Welt, ich schmückte ihn mit allen Vortreflichkeiten aus, ohne eigentlich zu wissen, wie er nun nach allen meinen Bemühungen aussah: aber ich konnte ein rechtes Mitleid mit mir selber haben, wenn er mich nicht wieder liebte; dann sagte ich lange rührende Reden in Gedanken her, zuweilen auch wohl laut, um ihn nur zu ge-

winnen. — Ihr lächelt, wir sind jetzt alle über diese Zeit der Jugend hinüber.

Es war mir jetzt lieber, wenn ich allein war, denn dann war ich selbst die Gebieterin im Hause. Der Hund liebte mich sehr, und that alles was ich wollte, der Vogel antwortete mir mit seinem Liede auf alle meine Fragen, mein Rädchen drehte sich immer munter, und so fühlte ich im Grunde nie einen Wunsch nach Veränderung. Wenn die Alte von ihren langen Wanderungen zurückkam, lobte sie immer meine Aufmerksamkeit, sie sagte, daß ihre Haushaltung, seit ich dazu gehöre, weit ordentlicher geführt werde, sie freute sich über meinen Wachsthum und mein gesundes Aussehn, kurz, sie ging ganz mit mir wie mit einer Tochter um.

Du bist brav, mein Kind, sagte sie einst zu mir, mit einem schnarrenden Tone; wenn Du so fortfährst, wird es Dir auch immer gut gehn: aber nie gedeiht es, wenn man von der rechten Bahn abweicht, die Strafe folgt nach, wenn auch noch so spät. — Indem sie das sagte, achtete ich eben nicht sehr

darauf, denn ich war in allen meinen Bewegungen sehr lebhaft; aber in der Nacht fiel es mir wieder ein, und ich konnte nicht begreifen, was sie damit habe sagen wollen. Ich überlegte alle Worte genau, ich hatte wohl von Reichthümern gelesen, und am Ende fiel mir ein, daß ihre Perlen und Edelsteine wohl etwas Kostbares seyn könnten. Dieser Gedanke wurde mir bald noch deutlicher. Aber was konnte sie mit der rechten Bahn meinen? Ganz konnte ich den Sinn ihrer Worte noch immer nicht fassen.

Ich war jetzt vierzehn Jahr alt, und es ist ein Unglück für den Menschen, daß er seinen Verstand nur darum bekömmt, um die Unschuld seiner Seele zu verlieren. Ich begriff nämlich wohl, daß es nur auf mich ankomme, in der Abwesenheit der Alten den Vogel und die Kleinodien zu nehmen, und damit die Welt, von der ich gelesen hatte, aufzusuchen. Zugleich war es mir dann vielleicht möglich, den überaus schönen Ritter anzutreffen, der mir immer noch im Gedächtnisse lag.

Im Anfange war dieser Gedanke nichts weiter als jeder andre Gedanke, aber wenn ich so an meinem Rade saß, so kam er mir immer wider Willen zurück, und ich verlohr mich so darinn, daß ich mich schon geputzt und Ritter und Prinzen um mich her sah. Wenn ich mich dann so verlohren hatte, konnte ich ordentlich betrübt werden, wenn ich wieder aufsah, und mich in der kleinen engen Wohnung antraf. Wenn ich meine Geschäfte that, bekümmerte sich die Alte nicht weiter um mich.

An einem Tage ging meine Wirthin wieder fort, und sagte mir, daß sie diesmal länger als gewöhnlich ausbleiben würde, ich solle ja auf alles ordentlich Acht geben und mir die Zeit nicht lang werden lassen. Ich nahm mit einer gewissen Bangigkeit von ihr Abschied, denn es war mir, als würde ich sie nicht wiedersehn. Ich sah ihr lange nach und wußte selbst nicht, warum ich so beängstigt war, es war fast, als wenn mein Vorhaben schon vor mir stände, ohne mich dessen deutlich bewußt zu seyn.

Nie hab' ich des Hundes und des Vogels mit einer solchen Aemsigkeit gepflegt, sie la-

gen mir näher am Herzen als sonst. Die Alte war schon einige Tage abwesend, als ich mit dem festen Vorsatze aufstand, mit dem Vogel die Hütte zu verlassen, und die sogenannte Welt aufzusuchen. Es war mir enge und bedrängt zu Sinne, ich wünschte wieder da zu bleiben, und doch war mir der Gedanke widerwärtig; es war ein seltsamer Kampf in meiner Seele, wie ein Streiten von zwei widerspenstigen Geistern in mir. In dem einen Augenblick kam mir die ruhige Einsamkeit so schön vor, dann entzückte mich wieder die Vorstellung einer neuen Welt, mit allen ihren wunderbaren Manigfaltigkeiten.

Ich wußte nicht, was ich aus mir selber machen sollte, der Hund sprang mich unaufhörlich freundlich an, der Sonnenschein breitete sich munter über die Felder aus, die grünen Birken funkelten; ich hatte die Empfindung, als wenn ich etwas sehr Eiliges zu thun hätte, ich nahm also den kleinen Hund, band ihn in der Stube fest, und nahm dann den Käfig mit dem Vogel unter den Arm. Der Hund krümmte sich, und winselte über diese

ungewohnte Behandlung, er sah mich mit bittenden Augen an, aber ich fürchtete mich, ihn mit mir zu nehmen. Noch nahm ich eins von den Gefässen, das mit Edelsteinen angefüllt war, und steckte es zu mir, die übrigen ließ ich stehn.

Der Vogel drehte den Kopf auf eine wunderliche Weise, als ich mit ihm zur Thür hinaustrat, der Hund strengte sich sehr an, mir nachzukommen, aber er mußte zurückbleiben.

Ich vermied den Weg nach den wilden Felsen, sondern ging nach der entgegengesetzten Seite. Der Hund bellte und winselte immerfort, und es rührte mich recht inniglich; der Vogel wollte einigemal zu singen anfangen, aber da er getragen ward, mußte es ihm unbequem seyn.

So wie ich weiter ging, hörte ich das Bellen immer schwächer, und endlich hörte es ganz auf. Ich weinte, und wäre beinahe wieder umgekehrt, aber die Sucht etwas Neues zu sehn, trieb mich vorwärts.

Schon war ich über Berge und durch einige Wälder gekommen, als es Abend ward,

und ich in einem Dorfe einkehrn mußte. Ich war sehr blöde, als ich in die Schenke trat, man wies mir eine Stube und ein Bette an, ich schlief ziemlich ruhig, nur daß ich von der Alten träumte, die mir drohte.

Meine Reise war ziemlich einförmig, aber je weiter ich ging, je mehr ängstigte mich die Vorstellung von der Alten und dem kleinen Hunde; ich dachte daran, daß er wahrscheinlich ohne meine Hülfe verhungern müsse, im Walde glaubt' ich oft, die Alte würde mir plötzlich entgegentreten. So legte ich unter Thränen und Seufzern den Weg zurück; so oft ich ruhte, und den Käfig auf den Boden stellte, sang der Vogel sein wunderbares Lied, und ich erinnerte mich dabei recht lebhaft des schönen verlassenen Aufenthalts. Wie die menschliche Natur vergeßlich ist, so glaubt' ich jetzt, meine vormalige Reise in der Kindheit sei nicht so trübselig gewesen als meine jetzige, ich wünschte mich wieder in derselben Lage zu seyn.

Ich hatte einige Edelsteine verkauft, und kam nun nach einer Wanderschaft von vielen

Tagen in einem Dorfe an. Schon beim Eintritt ward mir wundersam zu Muthe, ich erschrack, und wußte nicht worüber; aber bald erkannt' ich mich, denn es war dasselbe Dorf, in welchem ich gebohren war. Wie ward ich überrascht! wie liefen mir vor Freude, wegen tausend seltsamer Erinnerungen, die Thränen von den Wangen! Vieles war verändert, es waren neue Häuser entstanden, andre, die man damals erst errichtet hatte, waren jetzt in einem baufälligen Zustande, ich traf auf Brandstellen; alles weit kleiner, gedrängter, als ich erwartet hatte. Unendlich freute ich mich darauf, meine Eltern nun nach so manchen Jahren wieder zu sehen; ich fand das kleine Haus, die wohlbekannte Schwelle, der Griff der Thür war noch ganz so wie damals, es war mir, als hätte ich sie nur gestern erst angelehnt, mein Herz klopfte ungestüm, ich öfnete sie hastig, — aber ganz fremde Gesichter saßen in der Stube umher, und stierten mich an. Ich fragte nach dem Schäfer Martin, und man sagte mir, er sei schon seit drey Jahren mit seiner Frau gestorben. —

Ich trat schnell zurück, und ging laut weinend aus dem Dorfe hinaus.

Ich hatte es mir so schön gedacht, sie mit meinem Reichthume zu überraschen, durch den seltsamsten Zufall war das nun wirklich geworden, was ich in der Kindheit immer nur träumte, — und jezt war alles umsonst, sie konnten sich nicht mit mir freuen, und das, worauf ich am meisten immer im Leben gehoft hatte, war für mich auf ewig verlohren.

In einer angenehmen Stadt miethete ich mir ein kleines Haus mit einem Garten, und nahm eine Aufwärterin zu mir. So wunderbar, als ich es vermuthet hatte, kam mir die Welt nicht vor, aber ich vergaß die Alte und meinen ehmaligen Aufenthalt etwas mehr, und so lebt ich im Ganzen recht zufrieden.

Der Vogel hatte schon seit lange nicht mehr gesungen, ich erschrack daher nicht wenig, als er in einer Nacht plötzlich wieder anfing, und zwar mit einem veränderten Liede. Er sang;

Waldeinsamkeit
Wie liegst du weit!

O Dir gereut
Einst mit der Zeit.
Ach einzge Freud
Waldeinsamkeit.

Ich konnte die Nacht hindurch nicht schlafen, alles fiel mir von neuem in die Gedanken, und mehr als jemals fühlt' ich, daß ich unrecht gethan hatte. Als ich aufstand, war mir der Anblick des Vogels ordentlich zuwider, er sah immer nach mir hin, und seine Gegenwart ängstigte mich. Er hörte nun mit seinem Liede gar nicht wieder auf, und er sang es lauter und schallender, als er sonst gewohnt gewesen war. Je mehr ich ihn betrachtete, je bänger machte er mich, ich öfnete endlich den Käfig, steckte die Hand hinein, und faßte seinen Hals, herzhaft drückte ich die Finger zusammen, er sah mich bittend an, ich ließ los, aber er war schon gestorben. — Ich begrub ihn im Garten.

Jetzt wandelte mich oft eine Furcht vor meiner Aufwärterinn an, ich dachte an mich selbst zurück, und glaubte, daß sie mich auch einst berauben oder wohl gar ermorden könne.

— Schon lange kannt' ich einen jungen Ritter, der mir überaus gefiel, ich gab ihm meine Hand, — und hiermit Herr Walther ist meine Geschichte geendigt. —

Ihr hättet sie damals sehn sollen, fiel Eckbert hastig ein — ihre Jugend, ihre Unschuld, ihre Schönheit, und welch einen unbegreiflichen Reiz ihr ihre einsame Erziehung gegeben hatte. Sie kam mir vor wie ein Wunder, und ich liebte sie ganz unbeschreiblich. Ich hatte kein Vermögen, aber durch ihre Liebe kam ich in diesen Wohlstand, wir zogen hieher, und unsre Verbindung hat uns bis jetzt noch keinen Augenblick gereut. —

Aber über mein Schwatzen, fing Bertha wieder an, ist es schon tief in die Nacht geworden, — wir wollen uns schlafen legen!

Sie stand auf, und ging nach ihrer Kammer, Walther wünschte ihr mit einem Handkusse eine gute Nacht, und sagte: Edle Frau, ich danke Euch, ich kann mir Euch recht vorstellen, mit dem seltsamen Vogel, und wie ihr den kleinen Strohmi füttert. — Ohne zu antworten ging sie hinein.

Auch Walther legte sich schlafen, nur Ekbert ging noch unruhig im Saale auf und ab. — Ist der Mensch nicht ein Thor? fing er endlich an; ich bin erst die Veranlassung, daß meine Frau ihre Geschichte erzählt, und jetzt gereut mich diese Vertraulichkeit! — Wird er sie nicht mißbrauchen? Wird er sie nicht andern mittheilen? Wird er nicht vielleicht, denn das ist die Natur des Menschen, eine unselige Habsucht nach unsern Edelgesteinen empfinden, und deswegen Plane anlegen, und sich verstellen?

Es fiel ihm ein, daß Walther nicht so herzlich von ihm Abschied genommen hatte, als es nach einer solchen Vertraulichkeit wohl natürlich gewesen wäre. Wenn die Seele erst einmal zum Argwohn gespannt ist, so trift sie auch in allen Kleinigkeiten Bestättigungen an. Dann warf sich Ekbert wieder sein unedles Mißtrauen gegen seinen wackern Freund vor, und konnte doch nicht davon zurückkehren. Er schlug sich die ganze Nacht mit diesen Vorstellungen herum, und schlief nur wenig.

Bertha war krank, und konnte nicht zum Frühstück erscheinen, Walther schien sich nicht darum zu kümmern, und verließ auch den Ritter ziemlich gleichgültig. Ekbert konnte sein Betragen nicht begreifen, er besuchte seine Gattin, sie lag in einer Fieberhitze und sagte, die Erzählung in der Nacht müsse sie auf diese Art gespannt haben.

Seit diesem Abende besuchte Walther nur selten die Burg seines Freundes, und wenn er auch kam, ging er nach einigen unbedeutenden Worten wieder weg. Ekbert ward durch dieses Betragen im äussersten Grade gepeinigt, er ließ sich zwar gegen Bertha und Walther nichts davon merken, aber jeder mußte doch seine innerliche Unruhe an ihm gewahr werden.

Mit Berthas Krankheit ward es immer bedenklicher, der Arzt schüttelte den Kopf, die Röthe von ihren Wangen waren verschwunden, und ihre Augen wurden immer glühender. — An einem Morgen ließ sie ihren Mann an ihr Bette rufen, die Mägde mußten sich entfernen.

Lieber Mann, fing sie an, ich muß Dir etwas entdecken, das mich fast um meinen Verstand gebracht hat, das meine Gesundheit zerrüttet, so eine unbedeutende Kleinigkeit es auch scheinen mag. — Du wirst Dich erinnern, daß ich mich immer nicht, so oft ich von meiner Geschichte sprach, troz aller angewandten Mühe auf den Namen des kleinen Hundes besinnen konnte, mit dem ich so lange umging. — An jenem Abende sagte Walther beim Abschiede plözlich zu mir: Ich kann mir Euch recht vorstellen, wie Ihr den kleinen Strohmi füttertet. — Ist das Zufall? Hat er den Nahmen errathen, oder hat er ihn mit Vorsaz genannt? Und wie hängt dieser Mensch dann mit meinem Schicksale zusammen? — Zuweilen ist es mir eingefallen, ich bilde mir diesen Zufall nur ein, aber es gewiß, nur zu gewiß. — Ein gewaltiges Entsezen befiel mich, als mich ein fremder Mensch so auf meine Erinnerungen half. — Was sagst Du, Ekbert?

Ekbert sah seine leidende Gattin mit einem tiefen Gefühle an, er schwieg, und

dachte bei sich nach, dann sagte er ihr einige tröstende Worte, und verließ sie. — In einem abgelegenen Gemache ging Ekbert in einer unbeschreiblichen Unruhe auf und ab, Walther war seit vielen Jahren sein einziger Umgang gewesen, und doch war dieser Mensch jetzt der einzige in der Welt, dessen Daseyn ihn drückte und peinigte. Es schien ihm, als würde ihm froh und leicht seyn, wenn nur dieser einzige Mensch aus dem Wege geschaft wäre. — Er nahm seine Armbrust, um sich zu zerstreuen, und auf die Jagd zu gehn.

Es war ein rauher stürmischer Wintertag, tiefer Schnee lag auf den Bergen, und bog die Zweige der Bäume nieder. Er streifte umher, der Schweiß stand ihm auf der Stirne, er traf auf kein Wild, und das vermehrte seinen Unmuth. Plötzlich sah er sich in der Ferne etwas bewegen, es war Walther, der Moos von den Bäumen sammelte; ohne zu wissen was er that, legte er an, Walther sah sich um, und drohte mit einer stummen Gebehrde, aber indem flog der Bolzen fort, und Walther stürzte nieder.

Ekbert fühlte sich leicht und beruhigt, und doch trieb ihn ein Schauder nach seiner Burg zurück; er hatte einen grossen Weg zu machen, denn er hatte sich weit hinein in die Wälder verirrt. — Als er ankam, war Bertha schon gestorben, sie hatte vor ihrem Tode noch viel von Walther und der Alten gesprochen.

Ekbert lebte nun eine lange Zeit in der größten Einsamkeit, er war schon sonst immer etwas schwermüthig gewesen, weil ihn die seltsame Geschichte seiner Gattin etwas beunruhigte, er hatte immer schon einen unglücklichen Vorfall befürchtet, der sich ereignen könnte: aber jetzt war er ganz mit sich selber zerfallen. Die Ermordung seines Freundes stand ihm unaufhörlich vor Augen, er lebte unter ewigen innern Vorwürfen.

Um sich zu zerstreuen, begab er sich zuweilen nach der nächsten grossen Stadt, wo er Gesellschaften und Feste besuchte. Er wünschte durch irgend einen Freund, die Leere in seiner Seele auszufüllen, und wenn er dann wieder an Walther zurückdachte, so erschrack er

schon vor dem Worte Freund; er war überzeugt, daß es ihm nothwendig mit allen seinen Freunden unglücklich gehn müsse. Er hatte so lange mit Bertha in einer schönen Ruhe gelebt, die Freundschaft Walthers hatte ihn so manches Jahr hindurch beglückt, und jetzt waren beide so plötzlich dahingerafft, daß ihm sein Leben in manchen Augenblicken mehr wie ein seltsames Mährchen, als wie ein wirklicher Lebenslauf erschien.

Ein Ritter, Hugo von Wolfsberg, hing sich an den stillen betrübten Ekbert, er schien eine wahrhafte Zuneigung gegen ihn zu empfinden. Ekbert fand sich auf eine wunderbare Art überrascht, er kam der Freundschaft des Ritters um so schneller entgegen, je weniger er sie vermuthet hatte. Beide waren nun häufig zusammen, der Fremde erzeigte Ekbert alle möglichen Gefälligkeiten, einer ritt fast nicht mehr ohne den andern aus, in allen Gesellschaften trafen sie sich, kurz, sie schienen beide unzertrennlich von einander zu seyn.

Ekbert war immer nur auf kurze Augenblicke froh, denn er fühlte es deutlich, daß

ihn Hugo nur aus einem Irthume liebe; er kannte ihn nicht, er wußte seine Geschichte nicht, und er fühlte wieder denselben Drang, sich ihm ganz mitzutheilen, damit er versichert seyn könne, in wie fern jener Freund sei. Dann hielten ihn wieder Bedenklichkeiten und die Furcht, verabscheuet zu werden, zurück. In manchen Stunden war er so sehr von seiner Nichtswürdigkeit überzeugt, daß er glaubte, kein Mensch könnte ihn seiner Achtung würdigen, der ihn nur etwas näher kenne. Aber er konnte sich nicht widerstehn; auf einem einsamen Spazierritt, entdeckte er seinem Freunde seine ganze Geschichte, und sagte ihm, ob er wohl einen Mörder lieben könne. Hugo war gerührt und suchte ihn zu trösten, Ekbert folgte ihm mit leichtern Herzen zur Stadt.

Es schien aber seine Verdammniß zu seyn, grade in der Stunde des Vertrauens Argwohn zu schöpfen, denn kaum waren sie in den Saal getreten, als ihm beim Schein der vielen Lichter die Mienen seines Freundes nicht gefielen. Er glaubte ein hämisches

Lächeln zu bemerken, es fiel ihm auf, daß er nur wenig mit ihm sprach, daß er mit den Anwesenden viel redete, und seiner gar nicht zu achten schien. Ein alter Ritter war in der Gesellschaft, der immer sich als den Gegner Ekberts gezeigt, und sich oft nach seinem Reichthum, nach seiner Frau, auf eine eigene Art erkundigt hatte; zu diesem ging jetzt Hugo, und beide sprachen eine Zeitlang heimlich, indem sie beständig nach Ekbert hinsahn. Dieser sah jetzt seinen Argwohn bestätigt, er glaubte sich verrathen, und eine schreckliche Wuth bemeisterte sich seiner. Indem er noch immer hinstarrte, sah er plötzlich Walthers Kopf, alle seine Mienen, die ganze, ihm so wohlbekannte Gestalt; er sah noch immer hin, und ward überzeugt, daß Niemand als Walther mit dem Alten spreche. — Sein Entsetzen war unbeschreiblich, ausser sich stürzte er hinaus, verließ noch in der Nacht die Stadt und kehrte nach vielen Irrwegen auf seine Burg zurück.

Wie ein unruhiger Geist eilte er jetzt von Gemach zu Gemach, kein Gedanke hielt

ihm Stand, er eilte von entsetzlichen Vorstellungen zu noch entsetzlichern, und kein Schlaf kam in seine Augen. Oft fiel er auf den Gedanken, daß er wahnsinnig sei, und sich nur selber durch seine Einbildungskraft alles erschaffe, dann erinnerte er sich wieder der Züge Walthers, und alles ward ihm immer mehr ein Räthsel. Er beschloß eine Reise zu machen, um seine Vorstellungen wieder zu ordnen; den Gedanken an Freundschaft, den Wunsch nach Umgang hatte er nun auf ewig aufgegeben.

Er zog fort, ohne sich einen bestimmten Weg vorzusetzen, ja er betrachtete die Gegenden nur wenig die vor ihm lagen. Als er mit seinem Pferde einige Tage durchtrabt hatte, sah er sich plötzlich in einem Gewinde von Felsen verirrt, in denen sich nirgends ein Ausweg entdecken ließ. Endlich traf er auf einen alten Bauer, der ihm einen Ausweg, einem Wasserfall vorüber zeigte: er wollte ihm zur Danksagung einige Münzen geben, der Bauer aber schlug sie aus. — Was gilts? sagte Ekbert zu sich selber, ich könnte

mir wieder einbilden, daß dies Niemand anders als Walther sei, — und indem sah er sich noch einmal um, und es war Niemand anders als Walther. — Eckbert spornte sein Roß, so schnell es nur laufen konnte, durch Wiesen und Wälder, bis es erschöpft unter ihm zusammenstürzte. — Unbekümmert setzte er nun seine Reise zu Fuß fort.

Er stieg träumend einen Hügel hinan, es war, als wenn er ein nahes muntres Bellen hörte, Birken säuselten dazwischen, und er hörte mit wunderlichen Tönen ein Lied singen:

Waldeinsamkeit
Mich wieder freut,
Mir geschieht kein Leid,
Hier wohnt kein Neid
Von neuem mich freut
Waldeinsamkeit.

Jetzt war es um das Bewußtsein, um die Sinne Eckberts geschehen, er konnte sich nicht aus dem Räthsel herausfinden, ob er jetzt träume oder ehemals von einem Weibe Bertha geträumt habe, das Wunderbarste vermischte sich mit dem Gewöhnlichsten,

die Welt um ihn her war verzaubert, und er keines Gedankens, keiner Erinnerung mächtig.

Eine krumgebückte Alte schlich hustend mit einer Krücke den Hügel heran. — Bringst Du meinen Vogel? meine Perlen? Meinen Hund? schrie sie ihm entgegen. Siehe, das Unrecht bestraft sich selbst. Niemand als ich war Dein Freund Walther, Dein Hugo —

Gott im Himmel! sagte Ekbert stille vor sich hin, — in welcher entsetzlichen Einsamkeit hab' ich denn mein Leben hingebracht! —

Und Bertha war Deine Schwester.

Ekbert fiel zu Boden.

Warum verließ sie mich tückisch? Sonst hätte sich alles gut und schön geendet, ihre Probezeit war ja schon vorüber. Sie war die Tochter eines Ritters, die er bei einem Hirten erziehn ließ, die Tochter Deines Vaters.

Warum hab' ich diesen schrecklichen Gedanken immer geahndet? rief Ekbert aus.

Weil Du in früher Jugend Deinen Vater einst davon erzählen hörtest: er durfte seiner Frau wegen diese Tochter nicht bei sich

erziehn lassen, denn sie war von einem andern Weibe. —

Ekbert lag wahnsinnig in den letzten Zügen; dumpf und verworren hörte er die Alte sprechen, den Hund bellen, und den Vogel sein Lied wiederholen.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Tieck, Ludwig [Herausgeber]

Volksmährchen

Bd.: 1

Berlin 1798

P.o.germ. 814-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb00066041-0
VD18 80033016-001